Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 18 — Gotha, 15. September 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Ein „Unglücksfall" [Sp. 833] — Lausanne [Sp. 835] — Nunc dimittis ... Mikael Hertzberg in memoriam [Sp. 839] — Theologische Briefe an Martin Rade. Zwanzigster bis sechsundzwanzigster Brief [Sp. 840] — Ein evangelisches Laienvotum zum Reichsschulgesetzentwurf [Sp. 847] — Von der Volksbühne und ihrer Magdeburger Tagung [Sp. 851] — Der kleine Trompeter [Sp. 856] — Ausstellung der deutschen Jugend [Sp. 858] — Revolution in der amerikanischen Jugend [Sp. 860] — Meißen [Sp. 863] — Die Fürstenschule St. Afra in Meißen [Sp. 866] — Bücher und Schriften: Das Neue Testament (Holtzmann); Geschichte der urchristlichen Literatur (Dibelius); Die Entstehung des Neuen Testaments (Clemen); ΠΡΟΦΗΤΗΣ (Fascher). Der mißverstandene Nazarener (Dünwald); Die Neugeburt des Christentums (Liebe); Die Kirchen und der Friede (Keller). Theologie und reine Lehre (Piper); Der Sinn freier Theologie (Gut); Gott lebt und wirkt (Ritter); Religiosität oder Glaube (Paulsen). Philosophie (Richert); Schicksal und Erlösung (Saitschick); Die Visionen des Suchenden (Hoffmann); Nähe (Talhoff); Expressionismus und Religion (Knevels); Norwegische Literatur (Beyer). Capital Punishment in the twentieth century (Calvert) [Sp. 868] — Wöchentliche Chronik [Sp. 876] — Verschiedenes: Ein Gruß aus Südwestafrika; Zur Auseinandersetzung mit Professor D. Heiler; Meißen; Dritte Tagung für Orgelkunst; Kleine Mitteilungen

Ein „Unglücksfall"

Die Menschheit neigt gerade jetzt dazu, alles Schlechte und Widrige, was ihr aufstößt, an die große Glocke zu hängen; Großes und Edles aber, was man doch auch hier und da noch erleben kann, wird meist schamhaft verschwiegen. Ich möchte aber doch von einer Begebenheit erzählen, die sich in unserer nächsten Nachbarschaft zugetragen hat.

Es war ein „bedauerlicher Unglücksfall", wie es in den Zeitungen immer heißt. Junge Leute hatten sich auf dem Schießstand vergnügt, und aus Fahrlässigkeit, mehr wohl noch infolge einer unglücklichen Verkettung von allerhand Zufällen, schoß einer von ihnen einem andern in den Leib, so daß dieser schwerverletzt abtransportiert werden mußte und nach einer Reihe von qualvollen Tagen starb. Es war ein sechzehnjähriges Jungchen gewesen, hübsch, frisch, gutartig und begabt, gerade so ein Junge, wie ihn sich Eltern wünschen. Jeder im Ort kannte sein rotbackiges, immer lächelndes Bubengesicht.

Man braucht nichts zu sagen über die entsetzlichen Leiden dieses armen Jungen, oder die Gefühle der Eltern, die hilflos dabei standen, oder über die vielleicht grausigsten inneren Qualen des armen Kerl, der den verhängnisvollen Schuß getan hatte. Keiner, der es nicht erlebt hat, kann sich dergleichen richtig vorstellen, und wozu auch? Wenn es an einen kommt, nützt es doch nichts, vorher darüber nachgedacht zu haben. Ich schreibe dies auch gewiß nicht, um Menschen grausen zu machen (das versteht das Leben meist viel besser als alle Schriftstellerei) — nein, ich schreibe dies, weil mitten in den Jammer und das Entsetzen, die dieser Unglücksfall auslöste, Töne hineinklangen, die nicht alltäglich waren und denen nachzugehen keinem von uns schaden kann.

Schon auf dem Schmerzenslager des kleinen Fritz fing es an. Wieder und wieder soll er mitten in seinen Schmerzen gebeten haben, dem Andern, dem, der ihn geschossen hatte, zu sagen, er wäre ihm nicht böse, er wüßte wohl, daß er nichts dafür könnte, er sollte sich nicht Gedanken machen. Und auch der Vater, der als Briefträger fast täglich in unser Haus kam, sprach kein böses Wort über den Andern. Er sah ganz zerfallen aus von dem, was er erlebt hatte. „Er ist so schwer gestorben!" sagte er von seinem Jungen, aber von dem Andern nur: „Da kann man nichts machen, das ist eben Unglück!" Er sagte auch, er wollte das Seine tun, daß er, wenn möglich, nicht bestraft würde.

Und dann kam die Beerdigung. Fast das ganze Städtchen war versammelt. Als man vor dem Trauerhause auf den Sarg wartete, öffnete sich plötzlich die Tür, und der junge Mann, der den Schuß getan hatte, trat heraus. Ganz allein, groß, ernst und schwarz kam er heraus, ging langsam über die Straße und stellte sich zu den andern Wartenden. Alle sahen ihn, alles hielt den Atem an, es war ein merkwürdiger Augenblick. Was war im Trauerhause geschehen?

Was in dieser Zeit wirklich geschah, das hat natürlich Keiner erfahren, denn eine unüberbrückbare Kluft trennt die Glücklichen von den Unglücklichen. Aber Einiges sickerte doch allmählich durch, die Klatschmäuler der Stadt berichteten Dinge, die eigentlich gar nicht in ihre Klatschmäuler passen wollten; so gaben sie sie denn auch nicht mit dem sonst üblichen Redeschwall weiter, sondern sozusagen nüchtern und trocken, und ein wenig befangen. Was hätte man auch viel dazu sagen können? Es war eine Botschaft, vor der jede billige Anteilnahme verstummen mußte.

Wir hörten, daß die Eltern, die Familie des schuldigen jungen Mannes im Trauerhause gewesen seien, und die Eltern des toten kleinen Fritz wären sehr gut zu ihnen gewesen. Die Mutter des Toten hätte die andere Mutter, die ganz außer sich vor Verzweiflung gewesen wäre, getröstet, und hätte ihr immer wieder gesagt, sie sollte nicht weinen, es wäre Gottes Wille so! —

Dies ist Alles. Das unsagbare Leid hatte die beiden Familien nicht entzweit, wie es doch menschlich und verständlich gewesen wäre (denn wer Kinder hat, kann wohl ermessen, was es heißt, einen geliebten, hoffnungsvollen Jungen mit sechzehn Jahren zu verlieren durch eine — Unvorsichtigkeit!), sondern hatte sie zusammengeführt. Ihr Leid wurde dadurch gewiß nicht kleiner, aber es war in eine Sphäre gerückt, wo man Kraft findet es zu tragen. Gottes Gnade war über ihnen, trotz allem und allem.

Und sollen wir etwas daraus lernen? Ja, aber nur etwas ganz Bescheidenes. Denn nachmachen kann man das Große nicht; die Kraft kommt von Gott, wie auch das Unglück von Gott kommt, und Niemand kann sich darum bewerben. Nur beugen sollen wir uns vor einer Seelengröße, die noch zu Tode getroffen von ganzem Herzen vergeben kann, und indem wir uns beugen, haben wir wenigstens in etwas Teil daran.

Und dann noch eins! In einer kleinen Stadt geschieht es leicht, daß Menschen wie wir ein bißchen hochmütig werden, uns über die kleinliche Gesinnung, Spießigkeit und allgemeine Engigkeit unserer Mitbürger erhaben dünken. Für solchen Hochmut ist es heilsam, zu erleben, was ich eben geschildert habe. Der Geist Gottes weht, wo er will, und es kann geschehen, daß er die Leute mit den hohen Idealen und großen Gesichtspunkten übergeht, und sich in aller Hoheit und Kraft auf einfache und „spießige" Briefträgersleute herabsenkt. Das ist ein wenig beschämend, aber wenn man es recht begreift, doch eine frohe Botschaft! Denn wir sind allzumal Sünder!

Marie Schenck

Lausanne

1

Fast drei Wochen sind wir zusammengewesen in fürchterlicher Hitze und in angestrengtester Arbeit, in Wagnis und Zweifel, in Staunen und wunderbarer Erfüllung. Wer die ganze Zeit über bis zum Schluß ausgehalten und ernsthaft mitgearbeitet hat, weiß zu erzählen von dem Willen zur Einheit, der die gegenwärtige Christenheit beseelt und meistert. Ja, der hat die Aufgabe, in dem Kreis der Christenheit, in dem seine Stimme gehört wird, zu zeugen von diesem Einheitswillen und für ihn einzutreten, mag auch manches von dem, was wir als Ergebnis von Lausanne mitbringen, manchem von uns, ja schließlich allen seltsam vorkommen. Es geht jedem Teil der Christenheit so, mit denen er sich abfinden, mit denen er sich zum mindesten auseinandersetzen muß. Aber das „muß" ist die Hauptsache. Es geht darum, daß Jeder etwas von der Verpflichtung spürt, die die Versammlung in Lausanne zusammengeführt und dort auch zusammengehalten hat.

Kein Deutscher hätte von sich aus diese Weltkonferenz für Glauben und Verfassung einzuberufen gewagt. Ja, diejenigen unter uns, die schließlich zu ihr gehalten und ihre Beschickung mit Delegierten aus Deutschland in die Wege geleitet haben (insbesondere D. Lang, Siegmund-Schultze, Deißmann, Wallau u. A.), taten es unter der Gefahr, als Phantasten angesehen zu werden. Und Jeder von uns, der zurückkommt, wird von seinen Bekannten zunächst ungläubig gefragt: Ist denn wirklich etwas Fruchtbares herausgekommen?

Wir Deutsche mußten in Lausanne uns hüten, mit unseren Bedenken gegen die zunächst uns entgegentretende Methode allzu schneller Beschlüsse den Anschein zu erwecken, als ob wir den vorwärtsdrängenden Einheitswillen der amerikanischen Christenheit stören wollten. Das ist jedenfalls das erste kirchengeschichtliche Ergebnis, das mit aller Deutlichkeit herausgetreten ist und das wohl keinem von uns bisher in dieser Deutlichkeit bekannt war, daß die amerikanischen Kirchen und Gemeinschaften aus ihrer bekannten Zerrissenheit heraus zur „Kirche" zusammenstreben. Dies Streben ist so elementar, daß die Vertreter radikalster Freikirchen, wie der Disciples of Christ, die gegründet wurden, um jedes Sonderbekenntnis abzulehnen, sich bereit erklärten, das nizänische Glaubensbekenntnis als „ehrwürdiges Erbgut der ökumenischen Christenheit" anzuerkennen, wenn nur die Einheit der Kirche dadurch erreicht werde. Auch sonst hörte man Verzichterklärungen auf Sonderwünsche, z. B. der Kongregationalisten und Baptisten im Interesse der united church.

Der Einheitswille ist verkörpert in dem Lebenswerk des episkopalistischen Bischofs Dr. Brent, welcher der Bischof des westlichen Teils des Staates New York mit dem Sitz in Buffalo ist. Kein Teilnehmer von Lausanne wird nicht unter dem Eindruck der Energie, der Geduld und der Frömmigkeit dieses unseres ersten Vorsitzenden gestanden haben, der seine Gesundheit und sein Vermögen für das Werk von Lausanne geopfert hat. Er war ein Vorsitzender ohne jegliche Regisseurkünste, es ging von ihm ein Geist schlichtester Arbeitsamkeit aus. Im Unterschied von der Versammlung in Stockholm vor zwei Jahren, die mit ihren festlichen Empfängen und mit ihrer repräsentativen Regie die Menschen aus den verschiedenen Kirchen und Weltteilen erst einander näher bringen mußte, wurde dieser ernsthafte Geist sachlicher Auseinandersetzung in Lausanne als ein organischer Fortschritt der ökumenischen Arbeit empfunden. Auch der zweite Vorsitzende, der Kongregationalist Dr. Garvie vom New College in London, wohl der beste Kenner deutscher Theologie im gegenwärtigen England, der regelmäßig die Nachmittagsdebatten leitete, hinterließ den Eindruck sauberster Geradheit und einer aufs Wesentliche gerichteten Zielsicherheit. Als Dritter von den Einberufern der Konferenz ist etwa noch der Bischof von Bombay zu nennen, der insbesondere die Interessen des Missionsfeldes zu betonen hatte und dabei von einer Reihe von Rednern aus den verschiedenen Missionsgebieten mit dem Ruf nach Einigung der Christenheit unterstützt worden ist. Doch trotz aller Einheitsrufe wurde deutlich herausgearbeitet und immer wieder betont, daß „die Wahrheit über der Einigung stehen" müsse. Nicht um Verkleisterung uralter und neuer Risse der Christenheit konnte es sich handeln, sondern um Feststellung der Verschiedenheiten und konfessionellen Sonderungen, aus denen heraus und über die hinaus ein Weg zum religiösen Verständnis und zur Darlegung des gemeinsamen Besitzes gesucht wurde. Ich möchte das als zweites kirchengeschichtliches Ergebnis von Lausanne bezeichnen, daß durch die Verlegung dieser Konferenz, die aus den Bedürfnissen des Missionsfeldes und der amerikanischen Zerrissenheit der Kirchen entzündet worden ist, nach dem europäischen Festland und durch die Teilnahme der festländischen Kirchen mit ihrer stärkeren historischen Belastung der Weg zur Einigung kompliziert worden ist.

Eine in Amerika tagende Konferenz dieser Art, die von den festländischen Kirchen nur vereinzelt beschickt worden wäre, hätte entweder synkretistische bzw. vieldeutig biblizistische Einigungsformen allgemeiner Art aufgestellt. Oder sie hätte im Großen und Ganzen die episkopalistischen Formeln etwa des Lambeth Quadriliteral 1. das bischöfliche Amt der apostolischen Sukzession, 2. das Glaubensbekenntnis des nizänischen und apostolischen Credo, 3. das Gebet des Herrn, 4. die beiden „vom Herrn" eingesetzten Sakramente als Einigungsbasis anerkannt. Beide Wege, der des phrasenreichen Synkretismus und der einer grundsätzlichen Anglikanisierung der United Church sind in Lausanne abgelehnt worden. Und zwar in einer spontan ausbrechenden Opposition gegen die vielfach auftretende Meinung, als ob die Trennung der Kirchen und die Entstehung der Sonderkonfessionen (auch des Reformationszeitalters) als „Sünde" zu beklagen und in Buße zu überwinden seien. In würdigen Formen haben sowohl die Lutheraner durch ihre Vertreter in drei Sprachen (Dr. Scherer, den Generalsekretär der United Lutheran Church in Amerika, Pastor Dr. Appia in Paris und Generalsuperintendenten Dr. Zöllner), als auch ein Teil der Reformierten es betont, daß die untereinander unterschiedenen Kirchen und Bekenntnisse die Mannigfaltigkeit der Gaben des Geistes Christi und die Verschiedenartigkeit des Verständnisses der Wahrheit dokumentieren. Auch die Vertreter der orientalischen Kirchen haben in einer ausführlichen Darlegung durch den Erzbischof Germanos erklären lassen, daß sie von ihrer Sonderart nicht lassen können und haben damit den Wahn zerstört, als ob zwischen ihnen und den Anglikanern oder auch den Altkatholiken eine engere Sondergemeinschaft möglich sei. Aus ihrer Sonderart heraus haben sie jedoch an den allgemeinen Besprechungen, an den Kommissionsberatungen und an den Feststellungen des Gemeinsamen und des Fremden bis zum Schlusse teilgenommen und in ihrer Erklärung zugleich die weitere Mitarbeit an der persönlichen und sachlichen Annäherung der Kirchen untereinander und den Willen zur Gemeinschaft nach wie vor in Aussicht gestellt. Darin sehe ich den dritten kirchengeschichtlichen Ertrag von Lausanne, daß sowohl die anglikanische Kirche wie die orientalischen Kirchen des Ostens, nicht minder als die Reformationskirchen des Kontinents, wie auch die neueren Gemeinschaften und Kirchen der Erweckung und die mit den Reformationskirchen zusammenhängenden Kirchenkörper der neuen Welt (wie die Lutheraner und Presbyterianer Amerikas) als gleichberechtigte Glieder einer großen christlichen Zu-

kunftsgemeinde nebeneinander stehen lernten, die sich gegenseitig von ihrem Besten zu geben und voneinander zu nehmen haben.

Dieses Ergebnis ist namentlich an den zwei letzten Tagen des Kongresses deutlich hervorgetreten anläßlich eines Gegensatzes, der zwischen Söderblom und einem in der Minderheit gebliebenen Häuflein von Anglokatholiken der amerikanisch-episkopalistischen Kirche sich zeigte. Der Erzbischof von Upsala, der in Stockholm auf dem Höhepunkt seines Wirkens und seines Ruhmes stand, zeigte in Lausanne im allgemeinen, wie rasch die ökumenische Arbeit ihre Führer verbraucht. Viele waren mit seiner in die Breite gehenden Beredsamkeit und speziell mit seiner Leitung der siebenten Sektion („die Einheit der Christenheit und die Stellung der bestehenden Kirchen zu ihr") nicht einverstanden. Aber all dies hat gar nichts zu sagen gegenüber der wahrhaft kirchengeschichtlichen Tat, daß er, der Inhaber eines bischöflichen Stuhles mit geschichtlich unanfechtbarer apostolischer Sukzession, von jeder besonderen Betonung dieser Art der Übertragung des bischöflichen Amtes abrückte. Schon bei seiner Rede über die Einheit der Kirchen wurde ein Teil der amerikanischen Anglokatholiken unruhig. Und dann soll es unter den anglikanischen Teilnehmern der Kirchenkonferenz, wie man hörte, schwere Abendsitzungen gegeben haben. Aber nur eine kleine Gruppe von amerikanischen Radikal-Episkopalisten unter Führung des Laien Morehouse, des Herausgebers von The living Church, hat in der letzten Nachmittagssitzung (am 20. August) gegen die unter wesentlicher Mitarbeit Söderbloms redigierte Formulierung der Sätze der Sektion VII Opposition gemacht, weil darin zuviel von Life and Work die Rede sei. Hinter dieser mit fabelhafter, echt amerikanischer Beredsamkeit vorgetragenen Opposition stand die Enttäuschung, daß wohl Life and Work, das Werk von Stockholm, neben Faith and Order, nicht aber das bischöfliche apostolische Amt der anglikanischen Kirche als Weg zur Einigung der Kirchen aufgeführt worden war. Ausgesprochen wurde dieser Anstand nicht deutlich. Die Mehrheit der Anglikaner, auch die Anglokatholiken Englands, die im Sakramentalismus und nicht im Episkopalismus den Hauptresistenzpunkt ihrer Frömmigkeit haben) hat auf die ausschließliche Betonung des bischöflichen Amtes mit apostolischer Sukzession als conditio sine qua non für die United Church der Zukunft verzichtet. Ein englischer Bischof soll in den Spezialberatungen der Anglikaner geradezu erklärt haben, daß, wenn dies zu einer Kardinalfrage gemacht werde, er nachweisen wolle, daß es mit dem anglikanischen Anspruch der angezweifelten bischöflichen Sukzession geschichtliche Schwierigkeiten gäbe.

Ein weiteres unzweifelhaftes Ergebnis von Lausanne ist die ungezwungene, ganz selbstverständliche Zusammenarbeit der verschiedensten Theologen aus den Reformationskirchen diesseits und jenseits des Meeres. Richtungsunterschiede spielten gar keine Rolle. Man mußte gemeinsam zusammenhalten, das Erbgut der Reformation zu wahren. Nicht nur mit den Schweden, Dänen und Norwegern, nicht nur mit den Theologen der reformierten Kirchen des Ostens, nicht nur mit den Schweizern und Franzosen, sondern auch mit den Lutheranern Amerikas und mit den Presbyterianern von dort sind wir Deutsche zusammengestanden in Wahrung der Eigenart unserer Kirchen und der ihnen anvertrauten Güter des reformatorischen Evangeliums. Besondes gegenüber dem Sakramentalismus der Alten und der Neuen Welt hatten wir Lutheraner und Reformierte gemeinsame eigentümlich reformatorische Erkenntnisse von der Wirksamkeit des Gotteswortes und der im Sakrament geschenkten Verdeutlichung des Verbum visibile zu betonen. Diese Arbeitsgemeinschaft der Lutheraner aller Welt, die sich in Lausanne zusammengefunden haben, und der Reformierten mit den Lutheranern, diese Zusammengehörigkeit der aus dem reformatorischen Stamm hervorgegangenen Zweige der Christenheit, muß weiter gepflegt werden. Das ist eine ganz deutliche Aufgabe, die aus dem Werk von Lausanne sich ergeben hat; und hier sind die deutschen Kirchen in besonderer Weise berufen, in irgendwelcher Form den Gesamtprotestantismus auf den Plan zu rufen. Hier sind die Aufgaben gesteckt, Eigenart und Recht sowie die Zukunftsaufgaben eines konfessionell gegliederten Protestantismus herauszuarbeiten und Stellung zu nehmen zu den auf der Konferenz in Lausanne erarbeiteten Ergebnissen vom gemeinsam protestantischen Boden aus. Wenn wir uns in Lausanne mit orientalischen Orthodoxen, mit Anglokatholiken und Siebentagsbaptisten an einen Verhandlungstisch gesetzt haben und uns mit ihnen weithin verständigten, so muß wahrhaftig die innerprotestantische Auseinandersetzung von Neuem aufgenommen werden. Selbstverständlich auch hier nicht im Sinne einer unzeitigen Unionisierung und eines konfessionslosen Synkretismus, sondern in Wahrung der gegenseitigen Eigenart und gleichzeitiger Herausarbeitung des gemeinsamen Besitzes.

Über die Arbeit im Einzelnen und deren Ergebnisse wird noch ein besonderer Artikel zu berichten haben. Das Resultat der Arbeit liegt vor in sieben Statements:

1. Eine Präambel, welche im Wesentlichen von Bischof Brent verfaßt den in Lausanne vorliegenden Tatbestand und den Gang der Arbeit schildert und die Christenheit zur Mitarbeit am Einigungswerk aufruft.
2. Das Evangelium, das als Botschaft der Kirchen an die Welt vorgeschlagen wird.
3. Das Wesen der Kirche.
4. Das gemeinsame Glaubensbekenntnis der Kirche.
5. Das geistliche Amt.
6. Die Sakramente.
7. Die Einheit der Christenheit und die Stellung der bestehenden Kirchen zu ihr.

Die Feststellungen der sechs letzteren Themen (2—7) sind in langen schweren Sitzungen von einzelnen Kommissionen und Subkommissionen und in weiteren Beratungen der Vollversammlung teilweise unter Zurückverweisung an die Kommissionen herausgearbeitet worden. Sie sollen nun als Material zur weiteren Arbeit und Stellungnahme an die einzelnen Kirchen und theologischen Kreise der Christenheit übergeben werden. Sie sollen des Weiteren den späteren Arbeiten des Fortsetzungsausschusses und einer etwaigen künftigen zweiten Konferenz als Ausgangspunkt weiterer Beratungen dienen. Es ist gut, daß diese Statements nicht als fertige Resultate der Lausanner Kirchenkonferenz angenommen worden sind, sondern daß die Konferenz sie nur entgegennahm zur Weitergabe an die Kirchen (mit Ausnahme von Nr. 7, das um des oben erwähnten Einspruchs der amerikanisch episkopalistischen Gruppe willen vorerst noch einmal im Fortsetzungsausschuß neu redigiert werden soll). Es ist zu wünschen, daß auch bei uns in Deutschland weitere Kreise mit diesen Themen sich auseinandersetzen, und daher soll in einem weiteren Artikel noch des Näheren auf sie eingegangen werden.

Hier ist nur noch so viel zu sagen, daß in den Kommissionssitzungen über diese Statements die Hauptarbeit von Lausanne geleistet worden ist. Jeder der etwa 400 Mitglieder der Konferenz konnte da mehrmals zum Reden kommen und aktiv am Gestalten des Resultats im Sinne seiner Kirche und seiner Konfession mitarbeiten. Und Jeder kam da im engsten Raum und in tagelanger Zusammenarbeit mit den Vertretern der verschiedenen Kirchen in engste Fühlung. In der Sektion über das Glaubensbekenntnis hatte ich als Vorsitzender einer Subkommission nebeneinander vor mir sitzen: den orthodoxen Metropoliten von Nubien, den bekannten

anglokatholischen Führer Bischof Gore, zwei lutherische Bischöfe aus Norwegen, den lutherischen Professor Pröhle Sobron in Ungarn, den Professor Ihlen aus Norwegen, den kongregationalistischen Professor Bartlett aus Oxford, den Leiter der schottisch-freikirchlichen Mission Dr. Forgan aus Edinburg und andere Vertreter der Reformationskirchen und der Methodisten; daneben solche radikale Freikirchler wie Dr. Peter Ainslie, den Theologen der Disciples of Christ, und Dr. Bond, den Leiter der Siebentagsbaptisten. Bei der Aussprache über das Nizänum war Bischof Gore auf eine Erklärung des Erzbischofs von Nubien hin ohne Weiteres bereit, die „Interpolation" des Filioque, des bekannten abendländischen Zusatzes zum nizänischen Glaubensbekenntnis, preiszugeben. Da erhoben sich aber die gelehrten nordischen Theologen und Bischöfe, sowie auch Professor Pröhle aus Ungarn, und führten aus, wie das Filioque mit der Trinitätslehre Augustins und mit der ganzen abendländischen Tradition zusammenhänge, und ganz rührend war es, wie Bischof Storen von Tromsö aus dem nördlichsten Norwegen sich erhob und als Ergänzung zum Nizänum ein lateinisches Glaubensbekenntnis in englischem Akzent vortrug, das bei näherem Zusehen sich als die Erklärung Luthers zum zweiten Artikel aus dem kleinen Katechismus entpuppte. So haben wir stundenlang miteinander disputiert und sind hier, wie die Anderen in den verschiedenen anderen Kommissionen, einander in der Tat an Verständnis und Liebe näher gekommen. Unvergeßlich werden mir insbesondere auch die Sitzungen im engsten Komitee über die Sakramente bleiben, wo ich zweimal nahe daran war, mit den Worten des Luther zu Marburg: „Ihr habt einen anderen Geist" das Lokal zu verlassen. Aber in ganz wunderbarer Weise ist mir ein Verständnis für den anglokatholischen Sakramentalismus aufgegangen; und die leuchtenden Augen meines Nebensitzers, des orthodoxen Bischofs von Novi Sat in Serbien, ließen mich nicht loskommen. Unser Vorsitzender, der Methodistenbischof Cannon aus Amerika, ging mit einer Zähigkeit sondergleichen auf alle Einwände, die wir vier Lutheraner zu machen hatten (neben mir nach der anderen Seite saßen: der schwedische Professor Brilioth aus Abo, der dänische Pastor Brodersen und der amerikanische Lutheraner Dr. Dysinger) ein.

So ist es schließlich nach 35 stündigen Sitzungen, die zum Teil tief in die Nacht dauerten, ein Ergebnis zustandegekommen, das sich neben den anderen sehen lassen kann. Als wir uns am letzten Samstag Abend voneinander trennten, da war das Shake hands zwischen den einzelnen Kampfgenossen und teilweise heftigen Gegnern ganz besonders herzlich.

Das Wagnis der Konferenz hat seine Rechtfertigung gefunden. Wir haben einen Hauch verspürt von der Einheit des Geistes Christi, der durch alle Kirchen seines Namens weht.

Marburg Heinrich Hermelink

Nunc dimittis . . .

Mikael Hertzberg in memoriam

Ein Stück Lausanner Bewegung ist Vergangenheit geworden, ehe es voll hatte Gegenwart werden dürfen. Mikael Hertzberg, einer der reinsten Vorkämpfer der Einigungsbewegung, krank nach Lausanne gekommen, von einem letzten unbesieglichen Drang getrieben, Zeugnis abzulegen, ist, als auf dem Feld der Ehre, geblieben. Ich erfülle einen Wunsch vieler Konferenzteilnehmer, wenn ich, auf Grund dankenswerter Mitteilungen von Landsleuten des Heimgegangenen, hier einige Worte über ihn sage.

Am 21. 10. 1874 geboren, hat sich Hertzberg früh verzehrt. Wie bei uns Paul Göhre und ihm nach Andere, hat er nach vollendetem Studium ein halbes Jahr als Arbeiter unter Arbeitern in der Fabrik an der Maschine gestanden. Das war in Oslo, und war die beste Vorbereitung für das Amt, wie er es verstand. Denn nach einigen Jahren Pfarrdienstes im Westen und Norden — hier als den Fischern im Boot nachgehender „Fiskepräst" — des Landes wurde er an eine der „Kleinkirchen" berufen. Diese „Smaakirker" sind, zuerst in Kopenhagen, dann auch in Oslo von freien, unsern Stadtmissionen verwandten Kreisen gebaut, um die übergroßen Kirchspiele aufzuteilen und eine gründliche Pastoration vor Allem auch derer zu ermöglichen, denen man nachgehen muß, um sie der Kirche zu erhalten oder allererst wiederzugewinnen. Er war an zweien solcher Kirchen hintereinander tätig, erst in einem Arbeiterviertel, dann unter gebildeter Bevölkerung.

Die Einigungsbewegung lag ihm von je am Herzen. Er hat sie auch literarisch vertreten. Seine letzte Gabe war das Büchlein „Die Einheit der Kirche", das erste Heft der Launschen Schriftenreihe „Für die Einheit der Kirche" (Leopold Klotz, Gotha 1927). Der Schellingische Gedanke, die Wesensart der Kirchen in Aposteln gespiegelt zu finden, hatte es ihm von je angetan. Dabei lag für ihn der Nachdruck auf der zu erwartenden Johanneskirche, für die er Keime in den Ostkirchen meinte erblicken zu dürfen. Das hat er schon 1911—1913 in den drei Teilen des norwegischen Werkes: „Der Weg, die Wahrheit und das Leben, eine christliche Lebensauffassung im Geiste des Apostels Johannes" ausgeführt und nimmt es in der letzten, zuerst 1922 norwegisch erschienenen Schrift auf. Es trieb ihn, seine Gedanken hier in Lausanne durchzudiskutieren, und er freute sich auf zu erwartende Meinungsäußerungen. Als er ankam, war er schon nicht mehr der Alte und hat die erste Woche der Konferenz nicht überlebt.

Seine Studie atmet die Treue und Schlichtheit des Zeugnisses einer ergriffenen Seele und empfängt einen tieferen Wert nun durch das Siegel, das sein Sterben darauf gedrückt hat. Es ist die still besinnliche Rede eines an Gesicht und Gehör zunehmend Behinderten mit sich selbst. Und da wir im Innersten eigentlich Alle mehr oder weniger mit uns oder bei uns selber reden, so mag sie Widerklang und Dank wecken. Ich habe den Heimgegangenen, der, gebrechlich, wie er ankam, den Eindruck eines Greises machte, nur dies eine Mal gesehen. Ich wünschte, ich hätte sein Heft, das der Verleger den Konferenzteilnehmern auf den Tisch gelegt hat, damals schon gelesen gehabt, und bedaure, daß ich dem Autor nicht mehr habe die Hand drücken können. So wird es mehr denn Einem ergehen.

Lausanne hat nun, wie Stockholm, seinen Toten, seinen Zeugen. Einen schlichten, wie es dem ganzen Zuschnitt der Konferenz entspricht, einen ganzen Mann aber, der das eine Pfund, das ihm verliehen war, nicht vergraben hat. Er hat, ein getreuer Knecht, redlich damit gewirtschaftet und ist nun eingegangen zu seines Herren Freude*).

Fahrenbach, z. Z. Lausanne, 15. 8. 1927 Peter Katz

Theologische Briefe an Martin Rade

Zwanzigster Brief

Das zweite Kapitel des ersten Teils Ihrer Glaubenslehre handelt von dem Werke Gottes. Wie Sie da von dem Reiche Gottes und von der unveräußerlichen ethischen Art dieser Glaubensgröße reden, darin bin ich ohne Widerrede mit Ihnen einverstanden. Und wenn Sie dann im weitreichenden Anschluß an Kant von dem Bösen, seiner Macht und von der im letzten Grunde doch stets von Gott ausgehenden Erlösung von der Schuld der dem Bösen verhafteten Menschen sprechen, so kann

*) In der Kirche von Toien (St. Oslo) trägt auf dem Altarbild von E. Vigeland der Apostel Johannes Hertzbergs Züge.

ich nur wünschen, daß Ihre eindrucksvollen Ausführungen die gebührende Beachtung finden mögen.

Im nächsten (dritten) Kapitel setzen Sie sich in lichtvoller, sicherer Weise mit den verschiedenen Versuchen einer spekulativ-rationalen Gotteserkenntnis auseinander, indem Sie, wie auch an anderen Stellen, Ihrem Lehrer G. A. Fricke ein pietätvoll anerkennendes Gedächtnis bewahren. Weiter stellen Sie (Kap. 4) die Begriffe Offenbarung, Erwählung und Erlösung unter den übergreifenden Gesichtspunkt der Wohltat des Werkes Gottes, indem Sie Gottes ganzes Wirken in jedem von ihnen zum Ausdruck gebracht sehen (110). Die dogmatischen Streitfragen, insbesondere über den verborgenen Gott und die doppelte Prädestination, berühren Sie da zwar, ohne doch in ihnen stecken zu bleiben. Vielmehr gelingt es Ihnen, in Übereinstimmung mit dem richtigen Verständnis Luthers, sie religiös zu überbieten und zu Ergebnissen zu führen, die mit Ihrer Grundanschauung im Einklang stehen.

Habe ich Ihnen bisher in der Lehre von Gott ganz wesentlich folgen können, so gibt mir nun weiter Ihr § 24 über den „richtenden Gott" Anlaß zu einigen kritischen Bemerkungen. Sie scheinen mir da gegen gewisse ganz moderne Einflüsse nachgiebiger gewesen zu sein, als es eigentlich zu den Grundgedanken Ihres Systems paßt. Zunächst ist es, wie Wilhelm Herrmann, wieder einer Ihrer Marburger Kollegen, nämlich Rudolf Otto, von dem einiges dergleichen auf Sie übergegangen ist. Zwar nehmen Sie die Anrede „lieber Gott" in Ihrer zweiten Anmerkung zu S. 128 mit vollstem Recht als religiös möglich, ja unter Umständen innerlich notwendig in Schutz. Aber wie Sie schon auf S. 74 vom Austreiben der „kindlichen Mythologie des lieben Gottes" sprechen, so erklären Sie auf S. 139 die Rede vom „lieben Gott" für eine nur „allzu verbreitete" „allzu weiche" Vorstellung. Da aber frage ich: Welcher Dogmatiker führt denn diese Rede, daß sie mit Otto als die Herabwürdigung eines ernsten Gottesbegriffs abgewehrt werden müßte? Und anderseits: Welche christliche Mutter kann die Liebe Gottes den empfänglichen Herzen ihrer kleinen Kinder in treffenderer Weise nahe bringen, als indem sie sie zu dem „lieben Gott" und Vater im Himmel aufblicken und von Herzen beten lehrt? Aber solange Jesus recht damit hat, daß wir wie die Kinder werden müssen, um ins Gottesreich einzugehen, wird man sich der ganz untheologischen, schlechthin naiven Anrede „lieber Gott" nicht zu schämen brauchen, ja sie als eine der besten Reminiszenzen aus der Kinderstube in hohen Ehren halten dürfen.

Einundzwanzigster Brief

Die andere von mir zu beanstandende Wendung, die Sie von Otto übernommen haben, ist die von einem sogenannten Kreaturgefühl (S. 74. 116), das Sie mit einer „im Untergrunde" erfolgenden „Erfahrung unserer irdischen Ohnmacht" gleichsetzen. Zunächst nun halte ich jenen Begriff für gleicher Art wie den Schleiermacherschen von einem schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl, d. h. beide Male handelt es sich überhaupt nicht um ein elementares, unmittelbares Gefühl im Sinne der wissenschaftlichen Psychologie, sondern primär einfach um Produkte einer zahllose Kenntnisse und Lebenserfahrungen voraussetzenden Reflexion. Mehr oder weniger freilich reagiert darauf, daß Jemand solche Reflexionen anstellt oder sich aneignet, seine Gefühlsweise, so daß sich bei der Vergegenwärtigung unserer Geschöpflichkeit zugleich auch sekundäre Gefühle, sei es der Lust oder der Unlust, einstellen. Vorwiegend aber, wenn nicht gar ausschließlich, scheinen es Unlustgefühle dieser sekundären Art zu sein, die den Stimmungsgehalt jenes von Otto ergrübelten Begriffes von einem vermeintlich allgemeinen Kreaturgefühl ausmachen. Darin tritt eine grundsätzlich pessimistische Einstellung zu dem gesamten weltlichen und insbesondere dem eignen geschöpflichen Sein ganz unzweideutig hervor. Wer dagegen im Bewußtsein der Gotteskindschaft mit freudigem Gottvertrauen seinen Aufgaben und Pflichten in der von Gott regierten Welt lebt, wird solche pessimistische Anwandlungen doch immer nur als Etwas beurteilen können, das überwunden werden muß, und dem Optimismus des Apostels rechtgeben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge, also auch unsere Geschöpflichkeit, zum Besten dienen. Daß auch Sie in diesem Sinne Optimist sind, bringen Sie oft genug selbst aufs Deutlichste zum Ausdruck und beweist auch der innere Zusammenhang Ihres ganzen Systems, in dem mich daher das gelegentliche Vorkommen des Ottoschen Kreaturgefühls geradezu wie ein Fremdkörper anmutet.

Wenn ich selbst aber mir meine Geschöpflichkeit und mein Dasein in der von Gott geschaffenen Welt vergegenwärtige, so ist der allgemeine Gefühlsertrag dieser Reflexion nichts Anderes, als das heiße Lustgefühl einer dankbaren Freude an allen und gerade auch an den geschöpflichen Gaben der göttlichen Güte. Ganz im Sinne der Lutherschen Erklärungen des ersten Glaubensartikels und der vierten Bitte. Der grundsätzliche Dank gegen Gott aber wird zur Ergebung in den göttlichen Willen, wenn es gilt und soweit es gelingt, pessimistische Anwandlungen, Versuchungen zum Murren gegen Gottes Weltregierung und ähnliche Anfechtungen im Vertrauen auf Gottes Vorsehung zu überwinden und die Prüfungen zu bestehen, die Gott je und dann durch Leid, Schmerz, Trauer und andere Not uns schließlich doch nur zu unserm Heil und Besten auferlegt. Das ist ein religiöser Aktivismus, der immer auch mehr oder weniger mit ethischem Aktivismus verschwistert ist und Hand in Hand geht. Was wiegt dagegen eine freudlos vergrämte Kontemplation, sowie sie in dem Ottoschen Kreaturgefühl ihren pessimistischen Generalnenner gefunden hat?

Zweiundzwanzigster Brief

Nicht nur an Otto, sondern auch an Karl Barth und seinen Anhang finden sich in Ihrem § 24 gewisse Anklänge. Nämlich soweit Sie meinen, deren Theologie der Krisis darin anerkennen zu müssen, daß Gott nicht etwa nur sein Erlösungswerk, sondern schon überhaupt sein ganzes Offenbarungs- und Erwählungswerk mit seinem Gericht beginne (114). Sehr viel wichtiger aber ist es mir festzustellen, daß Sie gleich schon auf Ihrer ersten Seite sich im Gegensatz dazu, wie Barth glaubt Gott die Ehre geben zu müssen, auf Luthers Anweisung, über Anfechtungen des christlichen Glaubens den Sieg davonzutragen, nachdrücklich berufen und auch sonst immer wieder diesen Standpunkt vertreten. Denn darin vermag ich Ihnen wieder ganz zu folgen, während es mir zweifelhaft ist, ob auch jenes Zugeständnis an Barth zur Begründung Ihres Standpunktes wirklich notwendig war.

Was aber ist denn überhaupt von jener Theologie der Krisis zu halten, die im letzten Jahrzehnt so großes Aufsehen erregt hat und so viele ernste Theologengemüter noch immer auf das Lebhafteste bewegt?

Als Historiker der protestantischen Theologie halte ich die schon vielfach geäußerte Ansicht für durchaus zutreffend, daß die zur Zeit vorherrschende große Empfänglichkeit für die von Barth begonnene und geführte Bewegung eine Folge des nun schon bald ein Jahrzehnt hinter uns liegenden Weltkriegs und seines vor allem für Deutschland so entsetzlichen Ausgangs ist. Das war und ist noch immer für uns ein Erleben, das ernste Menschen zur tiefsten Einkehr nötigt. In der Tat erklärt sich aus dieser zahllose Christen erregenden Nötigung der Erfolg der neuen theologischen Richtung, von deren Vertretern insbesondere Barth selbst auch durch eine fesselnde Darstellungsgabe wirksam ist. Aber dies ist doch nur ein formales Moment. Auf die Dauer wichtiger und entscheidender wird der sachliche Gehalt dessen sein, was von jener Seite dargeboten wird.

Bevor ich jedoch darauf eingehe, halte ich es für notwendig, zunächst auf eine andere furchtbare Wirkung des Krieges hinzuweisen. In diesem sind besonders aus der Generation von Deutschen, die jetzt im Alter von etwa 26 bis 46 Jahren stehen, zahllose der besten Elemente, der charaktervollsten Männer, aber auch der begabtesten Köpfe gefallen. Wie viele von diesen wären, wenn sie der Krieg nicht dahingerafft hätte, zur geistigen Führerschaft unter ihren Altersgenossen berufen gewesen! Wie die übrigen Berufsstände aller am Kriege beteiligten Völker, so hat dieser verhängnisvolle Verlust auch unsere Kirche und ihren Theologenstand getroffen. Ich brauche nur zu nennen Paul Mestwerdt, Franz Dibelius, Traugott Hahn, Otto Lempp, Hermann Süskind, um einen Eindruck davon zu erwecken, welche überaus hoffnungsreichen jungen Fachgenossen uns vorzeitig entrissen worden sind. Wäre von diesen und anderen nicht doch vielleicht mehr und Besseres zu erwarten gewesen, als von den heutzutage meistgenannten Führern der theologischen Jugend?

Daß diese gegen die geistigen Interessen mehr oder weniger aufbegehren, die uns Alten vor zwei bis fünf Jahrzehnten bewegten und, soweit sie sich uns bewährt haben, auch niemals wieder loslassen werden, ist ja verständlich. Denn so ist es immer gewesen, daß die Jugend es besser zu wissen meint und die bewährten Erfahrungen der älteren Generationen geringschätzig bei Seite schiebt. Aber ich fürchte, daß sich unsere gegenwärtige Jugend, natürlich ohne es selbst zu merken, mit geistigen Darbietungen begnügt, die das Durchschnittsmaß nicht übersteigen. Und wenn auch jüngere Fachgenossen bereits Beträchtliches geleistet haben, so gehört dies doch mehr dem historischen als dem systematischen Fach an.

Dreiundzwanzigster Brief

Aber Deutschland hat in der Zeit seiner größten Not und Bedrängnis von einigen ihm stammverwandten neutralen Völkern manche große und überaus dankenswerte Hilfe erfahren. Das gilt besonders von der Schweiz, soweit ihre deutschredenden Teile in enger Kulturgemeinschaft mit uns dauernd verbunden geblieben sind. Ist es da zu verwundern, daß von daher auch die neue theologische Bewegung nach Deutschland gekommen ist, die so viel Beifall bei unserer theologischen Jugend gefunden hat und findet? In der Tat ist vor allem Barth selbst seiner Herkunft nach Schweizer. Zum Teil sind es auch seine bekanntesten Anhänger. Zum andern Teil sind es Deutsche, die aber, wie mir glaubwürdig gesagt wird, zumeist während des Krieges nicht im Felddienst gestanden haben. Beides scheint mir für die Beurteilung jener Bewegung keineswegs unwesentlich. Auch die Schweiz hat unter dem Kriege zeitweise materiell schwer zu leiden gehabt. Und die Sympathie mit uns hat sich in vielen zum lebendigsten und tiefsten Mitgefühl gesteigert. Dennoch ist es ganz etwas Anderes, nur als neutraler Zuschauer an jenem alle Verhältnisse von Grund auf umwälzenden Weltgeschehen mitleidvoll und Hilfe leistend beteiligt gewesen zu sein, als selber alle die großen und schweren Schicksale am eignen Leib und der eignen Seele haben über sich ergehen lassen zu müssen. Hochherziges Aufflammen des ganzen Volks zum jahrelang Sieg verheißenden Widerstand gegen eine Welt von Feinden, Opfer an Leben und Blut in unerhörtem Maße, knirschendes Ausharren oder auch Versagen in Hungersnot und zahlloser sonstiger Bedrängnis, endlich die alle Hoffnungen zerstörende Niederlage mit ihren Folgen der politischen Zersetzung und Ohnmacht und des Sturzes in fast allgemeine Verarmung! Jeder von uns, ob im Felde oder in der Heimat, ist irgendwie durch die schwersten Schicksalsschläge getroffen und tiefgebeugt worden. Sie haben eine blühende Tochter verloren, ich einen zu großen Hoffnungen berechtigenden Sohn, über dessen Grab in Frankreich seit dem deutschen Rückzug jede Kunde fehlt. Und wie viele Eltern sind mehrerer, ja aller Söhne beraubt worden! Wie zahllos sind unsere Kriegerwitwen und -waisen! Wie viele tapfere Helden sind entsetzlich verstümmelt oder unheilbar krank in die Heimat zurückgekehrt! Wie viele mittel- und hilflose Alte, Frauen und Männer, die einst bessere Tage sahen, fristen kümmerlich ein ärmlich gewordenes Leben in hoffnungsloser Verelendung und stetiger Drangsal! War und ist das alles und noch viel mehr nicht schon an sich „Krisis", Gottesgericht, göttliche Strafe, von Gott auferlegte Prüfung? Oder hat Schiller unrecht mit seinem auch von Ihnen S. 119 herangezogenen Ausspruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht?" Ich meine: Gott hat wie einst das Volk Israel, so nun auch das Deutsche so gründlich gerichtet und aufs tiefste gedemütiget, daß jetzt viel mehr der Ruf: „Tröstet, tröstet mein Volk" am Platze wäre, als die Forderung, sich erst neuerdings aus eigner menschlicher Initiative unter irgendein anderes, und zwar doch nur grübelnd erdachtes Gottesgericht zu stellen. Oder gilt nicht mehr das trostreiche Wort des Propheten: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen, bis daß er ausführe das Gericht zum Siege"? Daß Sieg durch Trost in der Trübsal aus dem über uns von Gott verhängten Weltgericht der Weltgeschichte hervorgehe, das ist das Ziel der Wege, die Gott uns geführt hat und führt, indem er uns den Glauben gibt, der es vertrauensvoll auf ihn wagt. Wer so aber glaubt, der wird nicht noch gerichtet, da Gottes Gericht schon hinter ihm liegt. Nur wer wirklich nicht in solcher Weise glauben kann, der allerdings bedarf es vielleicht noch gerichtet zu werden. Aber er überlasse Gott das Gericht und die Art, in der er es vollziehen wird, ohne da seinerseits mit pessimistischen Reflexionen über ein vermeintliches Kreaturgefühl und dergleichen mehr künstlich nachhelfen zu wollen.

Vierundzwanzigster Brief

Neutralität in einem dicht an den Grenzen des eignen Landes tobenden furchtbaren Kriege bedeutet Tatenlosigkeit für viele der besten Glieder eines Volks, die sonst auch zu großen Taten befähigt und innerlich gewillt gewesen wären. So nötigt sie zu einer passivistischen statt zu einer aktivistischen Haltung. Nur in öffentlichen Handlungen eines vorsichtigen Lavierens und in privaten Leistungen helfender Liebe vermag sich da noch der jedem gesunden Menschen eigne Drang nach Aktivität zu betätigen. Indem man im übrigen Zuschauer des großen Geschehens jenseits der Grenzen bleibt, wird statt eines starken Willens die Reflexion im Übermaß angeregt und in Anspruch genommen. So wird eine kontemplative Richtung des ganzen Seelenlebens sei es erzeugt, sei es, wo zuvor schon die Anlage dazu vorhanden war, begünstigt. Kommen dazu noch die trüben und schrecklichen Eindrücke, die das sympathische Miterleben der Not, des Leids und der entsetzlichen Schicksale der Nachbarvölker auslöst, so wird es verständlich, daß das kontemplative Sinnen und Nachdenken wie von selbst in tiefen Pessimismus hineinführt. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die von Barth geführte Schweizer Schule ihre Theologie der Krisis ausgebildet hat. In Deutschland aber waren die aus dem Kriege heimkehrenden Krieger, die alle ihre großen Anstrengungen und Opfer vergeblich geleistet sahen und sich erst wieder neu in ein friedliches Leben voller Entbehrungen, ungünstiger Aussichten und politischer Ohnmacht des Vaterlandes hineinfinden mußten, zum großen Teile innerlich so zermürbt, gebrochen und hoffnungslos, daß sie jener und anderen pessimistischen Botschaften nicht mehr zu widerstehen vermochten, sondern in deren Ideen wohl gar eine ihr Denken (auch ihr Gefühl?) befriedigende Lösung der sie quälenden und zerreibenden Lebens- und Weltanschauungsfragen finden zu können meinten. So erklärt sich, wie die große Aufnahmefähigkeit unserer deutschen Jugend für okkultistische, anthroposophische und buddhistische Bestrebungen, insbesondere die Empfänglich-

keit unserer jungen Theologen für die Darbietungen der Schweizer Schule. Deren Erfolge sind also in einer Weise zeitgeschichtlich bedingt, wie das wohl nicht bei vielen Umstellungen des geistigen Interesses, die von Generation zu Generation einzutreten pflegen, in demselben Grade deutlich in die Erscheinung tritt. Es fragt sich daher nur, wie lange weiterhin jene zeitgeschichtlichen Bedingungen des großen Erfolges der Theologie der Krisis in Kraft bleiben werden, und welche anders geartete Ideen und Motive geeignet sind, dieser höchst einseitig ausgeprägten Richtung des frommen Denkens ein unentbehrliches Gegengewicht zu leisten.

Fünfundzwanzigster Brief

Zum ersten Male hörte ich Genaueres über Barth und seine Richtung durch unsern uns inzwischen durch den Tod entrissenen Freund Heitmüller, der große Bedenken gegen den von jener Seite vertretenen Irrationalismus und die ihn begleitenden Paradoxien äußerte. Mich nun konnte die Betonung gerade dieses Elementes des religiösen Denkens nur ansprechen, wenn ich auch mit Heitmüller in der Ablehnung der von jener Seite hieraus gezogenen Folgerungen gegen unsern sogenannten Historismus und Psychologismus ohne Weiteres einig war. Hatte ich doch schon in einer Zeit, als für die irrationalen Momente der christlichen Weltanschauung noch gar kein Verständnis wieder vorhanden war, für deren grundsätzliche Würdigung einzutreten versucht *). Dazu war ich gekommen im Verfolg einer Äußerung meines Vaters, der mich mehrere Jahre früher einmal in einem Gespräch darauf hingewiesen hatte, daß man allein mit rationalen Mitteln in die tiefsten Fragen des Christentums nicht eindringen könne, sondern dazu der Anerkennung irrationaler Faktoren bedürfe. So blieb ich denn auch weiterhin zu einem aufgeschlossenen Verständnis für diese Seite unserer Religion, wo immer sie mir in meinen Studien entgegentrat, disponiert. Urteilsfähigen Lesern meiner Darstellung der Theologie Luthers schon im ersten und vollends im zweiten Bande meiner Dogmengeschichte des Protestantismus **) wird das wohl auch kaum entgangen sein. Nur scheint bisher noch keiner von den Wortführern der Schweizer Schule etwas von diesen meinen Darlegungen zu wissen, die sie doch so leicht auch zur Stützung ihres eignen Grundgedankens hätten ausnutzen können. Aber freilich, es ist wesentlich nur der Grundgedanke, in dem zwischen der Schweizer Richtung und mir Übereinstimmung besteht. In dessen theologischer Verwertung jedoch gehen wir weit auseinander.

Es handelt sich um die von Luther mit genialem synoptischen Blick vollzogene Kointuition solcher Gegensätze im religiösen Denken, wie Kreuz und Gnade, Verdammnis und Seligkeit, Gewissensnot und Heilsgewißheit, Tod und Leben, mortificatio und vivificatio, und in der Anwendung auf Christus: Menschheit und Gottheit. In dem einen Gliede jedes dieser und noch mancher anderer Begriffspaare steckt das andere immer mit darin. Jedes ist nur die Kehrseite seines scheinbaren Gegenteils. So verhüllt sich Gott auch gerade, indem er sich offenbart. Das ist der Sinn der Lehre Luthers von dem verborgenen Gott ***), der, indem er Menschen in die Hölle stößt, sie in den Himmel erhebt, indem er sie verurteilt, sie begnadigt, indem er sie tötet, sie lebendig macht. In dieser Weise pflegt Luther kontradiktorische Gegensätze schlechtweg zu identifizieren. Das ist die größte Paradoxie, die seiner religiösen Gedankenbildung zu Grunde liegt und die, wovon ich aber erst später reden werde, vor allem gerade auch seine Lehre von der Rechtfertigung des Sünders trägt und ihr ihren tiefsten und befreiendsten Sinn gibt. Nun aber fragt es sich, ob und wieweit Luther auch wirklich imstande gewesen ist, jenen einheitlichen Grundgedanken in seiner ganzen paradoxen Schroffheit und Widerspruchsfülle durchzuführen und etwa gar als ausschließliches theologisches Prinzip aufrecht zu erhalten.

Sechsundzwanzigster Brief

Luthers theologischer Irrationalismus liegt eben doch vielmehr in einer doppelten Ausprägung vor.

Die eine ist lediglich der theoretische Ausdruck der paradoxen Urteilsbildung selbst, demgemäß es sich um das gleichzeitige Zusammenfallen und -Sein von Gericht und Gnade, Tod und Leben, Hölle und Himmel, Torheit und Weisheit, Lästerung und Verehrung, Sünde und Gerechtigkeit usw. handelt. Diese Gleichungen aber sind im letzten Grunde immer nur von dem gedachten Standpunkt Gottes aus vollziehbar und dem frommen Menschen zu bilden nur in dem Maße möglich, in dem er sich auf den Höhepunkten seines Glaubens zur Höhe dieses Standpunkts denkend emporzuschwingen vermag. Denn der natürliche Mensch ist dazu überhaupt nicht imstande. Vielmehr ist für dessen Vernunft jene ganze Betrachtungsweise schlechterdings nichts Anderes als Torheit und Aberwitz.

Die andere Auffassung Luthers ist vom Standpunkt des frommen Menschen aus gedacht und bringt insofern den Entwicklungsverlauf seines lebendigen Glaubens in Anschlag. Hier gestaltet sich das simultane Verhältnis zu dem eines teleologisch bestimmten Fortschritts aus der Tiefe der größten seelischen Not zum Gewinn und Besitz der seligmachenden Gotteskindschaft um. Das theologische Schema für diese Auffassung entnahm Luther der Stelle Jes. 28, 21, indem er lehrte, Gott treibe durch sein Gesetz und dessen Verzweiflung und tiefste Demütigung herbeiführende Wirkungen nur ein ihm selbst eigentlich fremdes Werk, um dann an den durch dieses für seine Gnade empfänglich gewordenen Herzen sein eigentliches Werk erst erfolgreich ausführen zu können. Diese Konstruktion entsprach nun auch allein Luthers eignem religiösen Werdegang. Denn so lange er im Kloster um den Frieden seiner Seele ringend noch ganz überwiegend unter dem niederschmetternden Eindruck der scheinbar unabänderlichen Aussicht auf seine ewige Verwerfung und Verdammnis stand, war er auch noch weit entfernt davon, jene kontradiktorischen Gegensätze der religiösen Begriffswelt einander gleich zu setzen und als Einheiten zu schauen. Erst als ihm der Friede seines Gewissens und die Überzeugung von Gottes Gnade statt seiner Ungnade zu Teil geworden war, deutete er rückblickend auf seine ehemalige Verzweiflung diese selbst und alle Gedanken, in denen sie ihm bewußt geworden und gewesen war, als ein göttliches Tun, durch das sich ihm Gott offenbaren wollte, indem er sich ihm verbarg, ihn rettete, indem er ihn nur zu vernichten schien, ihn lebendig machte, indem er ihn seelisch tötete. Es sind also nachträgliche religiöse Deutungen des Zusammenhangs zwischen dem früheren negativen und dem späteren positiven Erfassen der Gesinnung Gottes, in denen sich Luther der theoretische Ertrag dieser von ihm innerlich durchgemachten religiösen Entwicklung darstellte. Daher aber darf man beides auch nicht miteinander verwechseln und das, was später wurde und blieb, nicht bereits in den entgegengesetzten früheren Zustand hineinlegen. Seelisch jedenfalls war, während dieser herrschte, Luther die von ihm später erreichte paradoxe Betrachtungsweise noch nicht vollziehbar. Nur vom Standpunkt Gottes aus kann man unterstellen, daß objektiv alle einstige Seelennot Luthers doch bereits eine endlich zum Ziele führende Erweisung von göttlicher Gnade und Gnadenführung war.

Bonn Otto Ritschl

*) Zeitschrift für Theologie und Kirche 1893 S. 410 ff. (Die Zitate in den folgenden Anmerkungen beziehen sich auf des Verfassers vierbändige „Dogmengeschichte des Protestantismus" 1908 bis 1927. D H)

**) Bd. 1. S. 95 u. ö. Bd. 2. S. 85 ff. u. ö.

***) Daß im Vergleich mit dieser religiös anders gemeinten Anschauung Luthers schroffe Entgegensetzung des Deus abseconditus und des Deus revelatus in seiner Schrift De servo arbitrio nur als eine vorübergehende Entgleisung beurteilt werden kann, habe ich Bd. 3 S. 10 ff. gezeigt.

Ein evangelisches Laienvotum zum Reichsschulgesetzentwurf

Wer mit einiger Erschütterung den neuen Reichsschulgesetzentwurf studiert hat, wird mit nicht geringerer Erschütterung feststellen, daß große Kreise der evangelischen Pfarrer diesen Entwurf begrüßen, weil er die gesetzliche Sicherung auch der evangelischen Bekenntnisschule bringt. Dieses Geschenk wird sich als ein Danaergeschenk herausstellen, weil es ein Geschenk der katholischen Kirche und der Sozialdemokratie ist und als solches dem evangelischen Volk nur zugemutet werden kann, weil — wie der Erfolg ja zeigt — bis weit in die Kreise seiner bestellten Sachwalter hinein aus Verzweiflung an der gegenwärtigen Lage der Anspruch der allgemeinen evangelischen Volksschule nicht mehr erhoben wird. Deshalb ist man bereit, sich als das Häuflein oder vielleicht auch der Haufe der Bekenntnistreuen abschnüren zu lassen, ohne zu bedenken, daß das, was der katholischen Kirche erwünscht sein muß, und was sie daher auch ohne Gefahr riskieren kann, für die evangelische Kirche der Verzicht auf den ihr durch die Reformation zugewiesenen Anspruch ist. Die evangelische Schule wird als Bekenntnisschule ein an Einfluß geringeres Seitenstück der katholischen Bekenntnisschule sein.

Aus dieser Befürchtung heraus möchte ich zwei Fragen kurz erörtern, die meines Erachtens bei der Beurteilung des vorliegenden Entwurfs die maßgebenden sein müssen: Erstens: Entspricht der Entwurf den pädagogischen Erwartungen, die man berechtigt ist, an ein Reichsschulgesetz zu stellen? Zweitens: Wird der Entwurf den Anforderungen gerecht, die der evangelische Volksteil an ihn stellen muß?

1

Wenn ein Reichsschulgesetz einen Sinn haben sollte, könnte er nur in der einheitlichen pädagogischen Gestaltung unseres Schulwesens liegen. Daß eine solche sich in absehbarer Zeit erwarten ließe, erscheint bei der kulturell höchst verschiedenartigen Struktur der deutschen Länder ausgeschlossen. Ein Blick auf den Entwurf zeigt denn auch, daß er ein solches Ziel sich nicht steckt. Was dagegen überrascht, ist die Tatsache, daß der Entwurf vielmehr zu einer Aufspaltung der deutschen Schule in eine unübersehbar große Zahl von Schulgattungen die Möglichkeit gibt. Daß die reichsgesetzliche Schaffung einer solchen Möglichkeit ein Mißbrauch der Gesetzgebungsgewalt des Reiches über die Länder ist, wird hoffentlich bei der Beratung im Reichsrat nicht verschwiegen werden. Aber auch die Öffentlichkeit muß sich darüber klar sein, daß ohne ihren entschiedenen Widerspruch die taktisch ausgezeichnete Position der Zentrumspartei — im Reich in der Koalition mit den Deutschnationalen und der Volkspartei, in Preußen mit Demokraten und Sozialdemokraten — erreichen wird, daß die Schule, soweit sie nicht die sichere Domäne der katholischen Kirche ist, das Kampffeld abgeben wird, auf dem das evangelische „Bekenntnis" mit den Weltanschauungen — und das heißt zuvörderst mit dem Marxismus — in Streit liegt. Und zwar in einem unabsehbaren Streit, weil die Fassung des Gesetzes dafür sorgt, daß die Schulkämpfe während der Dauer seiner Geltung kein Ende nehmen werden.

Gerade auf Seiten der kirchlichen Rechten hört man immer wieder, daß der Gesetzentwurf durch seinen mustergültig demokratischen Charakter ein Beispiel vollkommener Gerechtigkeit gegenüber allen erdenklichen Ansprüchen an die Schule darstelle. Es ist, als ob diese unsere evangelisch-kirchliche Rechte mit Blindheit geschlagen wäre. Sieht sie denn nicht, daß dieser uns in Aussicht stehende Kampf Aller gegen Alle zunächst und zuerst auf dem traditionellen Boden des evangelischen Volkes ausgekämpft werden wird? Oder ist unsere kirchliche Rechte bereits so genügsam geworden, daß sie nur noch als kärglicher Rest ein gesichertes Dasein fortführen will, ohne den Willen, in dem Glauben an die Kraft der evangelischen Kirche ihr natürliches Missionsgebiet da zu sehen, wo die augenblickliche Konstellation die Herrschaft einer ermatteten „Weltanschauung" zeigt? Darf die evangelische Kirche so voreilig verzichten und sich paribus partibus der Weltanschauung gleichstellen lassen?

Doch diese Frage führt schon auf den zweiten Punkt. Zunächst handelt es sich um die — allerdings auf Kosten zuerst der evangelischen Volksgemeinschaft — eintretende grenzenlose Zersplitterung des deutschen Schulbetriebes. Die Erziehungsberechtigten von 40 Kindern — in Gemeinden von weniger als 200 schulpflichtigen Kindern kann von dieser Begrenzung sogar abgesehen werden — genügen, um die Einrichtung einer eigenen Schule sicherzustellen. Der Vorbehalt hinsichtlich der Gewährleistung eines geordneten Schulbetriebes ist so vage gefaßt, daß er in der Praxis keinen wesentlichen Schutz abgeben wird. Das Ergebnis wird also sein, daß zunächst z. B. in unsern norddeutschen Großstädten überall die katholische Kirche eine große Anzahl von Bekenntnisschulen wird einrichten können, die in Zukunft von Staats wegen unterhalten werden, während sie bisher wenigstens zu einem erheblichen Teil der katholischen Kirche zur Last lagen, was wiederum einen Schutz gegen das Gründen über das wirklich notwendige Maß hinaus abgab. Weiter werden aber überall — und insbesondere in den Bezirken, in denen die Arbeiterschaft die Mehrheit hat — marxistische Schulen eingerichtet werden. Selbstverständlich wird auch die evangelische Kirche dann nicht müßig bei Seite stehen können: sie wird auch ihrerseits die Elternschaft für die Anträge auf evangelische Bekenntnisschulen erwärmen. Aber damit nicht genug. Wird man nicht auch jüdische Schulen begehren? Werden die Sekten nicht gerade dann, wenn die christlichen Schulen Bekenntnisschulen mit kirchlicher Inspektion sind, gleichfalls ihre Sonderschulen begehren und erreichen? Und wie steht es mit den Weltanschauungsschulen? Man wird doch nicht glauben, daß es mit der marxistischen Schule sein Bewenden haben wird. Die Möglichkeit, einen Weltanschauungseinfall durch eine Schulgründung zu stabilisieren, wird eine ungeahnte Fruchtbarkeit an „Frei"-denkerbünden der mannigfaltigsten Art erzielen.

Aber dagegen gibt es ja doch einen Schutz, werden Einige meinen. Eine Weltanschauungsvereinigung, die das Recht genießen will, nicht nur in der Schule ihre Weltanschauung zum Lehrgegenstand zu machen, sondern auch in den übrigen Unterrichtsfächern diese Weltanschauung berücksichtigen zu lassen (§ 5, 3), muß die Rechte einer Körperschaft des öffentlichen Rechts gemäß Artikel 137 Abs. 3 der Reichsverfassung genießen. Nun, in Hamburg sind bereits 17 solche Körperschaften rechtlich zugelassen. Damit ist eine Rechtspraxis beschritten, die nicht wieder rückgängig zu machen sein wird, und die auch diesen Hinweis auf die Reichsverfassung zu keinem Schutz gegen ein Übermaß von Schulexperimenten machen wird.

Schließlich wird von Einigen am Ende auch noch an der Gemeinschaftsschule festgehalten werden, von der die Sozialdemokraten jetzt mit einem Male freimütig bekennen, daß sie keineswegs ihr Ideal ist; woraus man wohl den Schluß ziehen darf, daß im gegebenen Fall die Sozialdemokraten jedenfalls in Preußen keinen entscheidenden Widerstand gegen das Reichsschulgesetz wagen werden, weil es ihnen in der Tat alles gibt, was sie vom Parteistandpunkt aus sich nur wünschen können.

Damit stünden wir aber vor einer derartigen Verwüstung unseres Volksschulwesens, daß die verantwortlichen evangelischen Kreise schon aus diesem Grunde sich gegen eine Reichsregelung wehren sollten, die die Kinder in einen Meinungsstreit zwischen Konfessionen und Weltanschauungen hineinzureißen droht, der für unser deutsches Volk und seine Zukunft unheilvoll sein muß.

Von Pädagogik ist in dem Entwurf an kaum einer

Stelle die Rede. Der Entwurf entspringt auch an keiner Stelle pädagogischen Motiven. Er ist durchaus die Ausgeburt des Weltanschauungskampfes, den wir im Augenblick durchfechten. Aber soll die Schule dazu beitragen, diese Kämpfe zu verewigen? „Jederzeit" können Anträge auf Einrichtung von Schulen gestellt werden; und wenn sie einmal abgelehnt sein sollten, können solche Anträge nach drei Jahren wiederholt werden; wahrlich eine Bestimmung, die dafür sorgt, daß die Unruhe niemals aus dem Schulbetrieb verschwindet.

Und wie denkt man sich die Lehrerschaft, die in diesem umgestalteten Schulorganismus lehrt? Auch diese Lehrerschaft soll ja nach den Gesichtspunkten von Bekenntnis und Weltanschauung ausgesucht werden.

Nicht zuletzt wird auch das Land tiefer noch von den bestehenden Gegensätzen zerrissen, als es schon jetzt der Fall ist. In Nordwestdeutschland werden vielerorts Fälle eintreten, wo neben der evangelischen Bekenntnisschule der Antrag auf Einführung der marxistischen Weltanschauungsschule Aussicht auf Erfolg hat. Was aber in der Stadt bereits die Kinder erheblich in Mitleidenschaft ziehen wird, wird auf dem Lande noch weit schlimmere Folgen der gegenseitigen Verhetzung zeitigen. Von einer pädagogischen Wirksamkeit wird dann gar nicht mehr zu reden sein. Daß die Schule heute zunächst eine Lernschule sein soll und sein muß, tritt hinfort völlig hinter den weltanschaulichen Zweck der Schule zurück. Und wie der Pädagoge es fertig bringen will, die Kinder zum Bekenntnis und zur Weltanschauung zu erziehen, wird darum in Zukunft nicht leichter sein, weil alles bereits danach abgestempelt ist. Die Abstempelung wird vielmehr dazu beitragen, die Lage in Schule und Öffentlichkeit noch weit stärker, als bereits jetzt, von Schlagworten beherrscht sein zu lassen. Nicht die Schule, sondern die Partei trägt in diesem Gesetz den Sieg davon.

2

Und das ist nun auch der Punkt, wo die evangelischen Eltern an der evangelischen Bekenntnisschule irre zu werden anfangen sollten. Das Bekenntnis tritt neben die Weltanschauung. Sind denn das zwei gleichwertige Einteilungsgesichtspunkte? Der katholischen Kirche kann es gleich sein, wie sie eingeordnet wird; denn sie hat ein für allemal jedenfalls bis auf absehbare Zeit ihren festen Besitzstand und ihre feste Form. Aber uns Evangelischen kann es nicht gleich sein, ob unsere Schule rechtlich den Anspruch aufgibt, die allgemeine Volksschule zu sein.

Natürlich werden die Befürworter der evangelischen Bekenntnisschule sagen: Aber auch die jetzige Schule ist ja gar keine evangelische Schule. Die Sachlage ist in den einzelnen Ländern verschieden. In Preußen haben wir immer noch rechtlich die evangelische Schule, während in Bremen z. B. allerdings die Gemeinschaftsschule die herrschende ist; aber in dieser Gemeinschaftsschule wird Religionsunterricht gegeben; und es ist selbstverständlich, daß diese Schule gerade der allein neben ihr stehenden katholischen Schule gegenüber einen evangelischen Grundcharakter hat. Daß dieser evangelische Grundcharakter heute ein verschwommener weithin geworden sein wird, hängt mit der Zeitsituation auf das Engste zusammen. Aber eine solche Situation kann sich ändern und wird sich ändern. Es wird der Zeitpunkt kommen, wo auch die Weltanschauungen erkennen werden, daß sie gar kein Ersatz für die Religion sind, und wo auch die Anhänger der sozialistischen Doktrin einmal merken werden, daß es noch Ereignisse und Wirklichkeiten im Menschenleben gibt, denen sie auf keine Weise gewachsen ist. Und es wäre schlimm, wenn die evangelische Kirche diese Entwicklung dadurch erschwerte, daß sie sich zuvor selbst als Partei in ihrer Spezialschule verschanzt hätte. Diese Schule wird immer in stärkstem Gegensatz zu der freien Volksschule stehen; ist sie erst einmal eingerichtet, wird man wenig Hoffnung haben können, daß die evangelische Schule noch einmal wieder den Grundcharakter unserer Volksschule, soweit sie nicht katholisch orientiert ist, ausmachen wird. Es wäre aber auch schlimm, wenn die evangelische Kirche diesen Glauben an sich selbst und an die Zukunft der evangelischen Sache nicht mehr aufbrächte, und wenn sie deshalb sich entschlösse, als der evangelische Rest sich wenigstens in sich zu erhalten.

Es ist aber weiter die Frage, ob die Möglichkeit eines solchen Sicherhaltenkönnens besteht? Wird nicht in dem Entwurf in der verhängnisvollsten Weise die evangelische Kirche genau wie die katholische behandelt? Es wird auch mit keinem Wort der Unterschied zwischen evangelisch und katholisch ausgesprochen. Es ist nur von Bekenntnisschule die Rede. Und ist das nicht gerade ein Muster von Parität? Es scheint nur ein Muster von Parität zu sein; und ist in Wirklichkeit ein Zeichen dafür, daß die Befürworter dieser Gleichsetzung, soweit sie den evangelischen Kreisen zugehören, sich nicht im Klaren gewesen sind, was denn eigentlich der Grundsinn unseres evangelischen Anspruchs im Gegensatz zum katholischen Anspruch ist. Läßt dieser Anspruch es zu, daß wir auf dem Gebiet der Schule *uns zur Sekte machen*, nicht etwa uns die Bekenntnisschule aufzwingen lassen, sondern freiwillig und mit Begeisterung uns in sie hineingrenzen?

Auf diese Frage nach dem Grundsinn des evangelischen Anspruchs soll und kann hier nicht geantwortet werden. Man versteht entweder den Sinn dieser Frage, oder man versteht ihn nicht. Nur das Eine hoffe ich, daß die maßgebenden Befürworter des Entwurfs aus den Laienkreisen einigen Widerspruch erleben werden; daß die Laien erkennen, daß der Weg der Bekenntnisschule dazu führt, die evangelische Schule zu einer kleinen Seitenpflanze der katholischen Schule zu machen; und das ist nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ zu verstehen. Um deswillen aber muß die evangelische Schule sich davor bewahren, anders als durch Gewalt sich zu einer Sonderschule machen zu lassen.

Der evangelische Christ wird nicht glauben, durch die Schulorganisation sein Christentum verbürgen zu können. Aber er wird glauben müssen, daß der Anspruch, um den er weiß, in jeder Schule wirksam werden kann — soweit es überhaupt in der Macht der Schule liegt, an dem Wissen um diesen Anspruch sich zu orientieren. In jeder Schule, die nicht mit Gewalt als Weltanschauungs- oder Bekenntnisschule sich selbst zum Anspruch wird, sondern offen bleibt für das, was dem Kinde in dem Schulalter gelehrt und erfahrbar gemacht werden kann. Daß eine ordentliche Schule sei, wird der evangelische Christ fordern; daß der Wahn von Weltanschauungsschulen durchschaut wird, dafür wird er seine ganzen Kräfte einsetzen. Aber er wird sich hüten, aus der verfahrenen Situation dieses Zeitpunkts sich selbst das Geschenk einer eigenen Bekenntnisschule aufreden zu lassen.

Er wird sich hüten, noch dazu sich mit einer Neuauflage der Schulaufsicht — „Einsichtnahme" heißt es in dem Entwurf — einverstanden zu erklären. Gibt es denn in der evangelischen Kirche eine „oberste Stelle", die Gelegenheit nehmen könnte, „sich davon zu überzeugen, ob der Religionsunterricht in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der Religionsgesellschaft erteilt wird"? Ist das nicht eine durch und durch katholische Bestimmung, die für die evangelische Schule schlechterdings gar keine Bedeutung und gar keinen Sinn haben dürfte? Oder sieht der Theologe die Sache anders an? Will er — als evangelischer Theologe — wieder den Laien beaufsichtigen?

Von Geringerem will ich gar nichts weiter anführen, obwohl es die allerschlimmsten Aussichten für die Schule erweckt, wenn nicht nur der evangelische, katholische und jüdische Geistliche in der Schulaufsichtsbehörde Sitz und Stimme haben sollen, sondern auch für den Fall der Existenz von Weltanschauungsschulen dazu noch die Vertreter der entsprechenden Weltanschauungen kommen. Es liegt

mir nur daran, darauf hinzuweisen, daß dieser Schulgesetzentwurf für den evangelischen Volksteil eine Bedrohung darstellt, die er nicht ernst genug nehmen kann. Vielleicht erkennt doch hier und da ein Anhänger der Bekenntnisschule, in welche Gefahr er sich mit der Annahme des vorliegenden Entwurfs hineinbegibt.

Aber was soll werden? Man soll solange auf die Durchführung eines Reichsschulgesetzes verzichten, als das Gesetz nicht wirklich in pädagogischem Betracht ein Reichs-Schulgesetz werden kann. Auch die alte preußische Verfassung hat über 60 Jahre das Versprechen eines Schulgesetzes nicht eingelöst; ja meines Wissens nur einmal unter Zedlitz den fruchtlosen Versuch gemacht, das Versprechen auszuführen. Man sorge durch ein Reichsgesetz dafür, daß gewisse unverantwortliche Übergriffe radikaler Landesregierungen vermieden werden, und überlasse es den Landesregierungen, den Landesverhältnissen entsprechende Regelungen zu treffen. Aber wir haben kein Verlangen nach einem Reichsgesetz, das auch da in die ruhige, verhältnismäßig ruhige Entwicklung der Dinge störend und aufregend eingreift, und zwar nach einem allgemeinen Schema, wo nach einem solchen Eingriff schlechterdings kein Verlangen besteht.

Und zum Schluß noch eine Frage. Haben sich die Vertreter der Bekenntnisschule schon klar gemacht, daß dann die in breiter Front einsetzenden marxistischen Schulen Alles tun werden, um ihre Kinder von einem irgendwie gearteten Einfluß der evangelischen Konkurrenzschulen fernzuhalten, und daß die Folge eine mit der Leidenschaft der Schulkämpfe geführte Kirchenaustrittsbewegung sein wird? Und daß diese Kinder dann gänzlich ohne Wissen um den Anspruch dessen, was in der Bibel steht, heranwachsen? Will man, daß der Gegensatz zwischen dem Sozialismus und der evangelischen Kirche künstlich verlängert und verschärft wird? Oder muß nicht alle Anstrengung darauf gerichtet werden, daß der Anspruch des Evangeliums ohne Rücksicht auf die Besonderheit der Weltanschauung zu Gehör kommt?

Die evangelische Bekenntnisschule darf nur kommen, wenn sie durch den Vernichtungswillen der Andern der evangelischen Kirche aufoktroyiert wird, niemals aber darf sie die Frucht unserer eigenen Bemühungen sein.

Bremen Hinrich Knittermeyer

Von der Volksbühne und ihrer Magdeburger Tagung

Der Verband der deutschen Volksbühnenvereine sieht seine Aufgabe im Streben nach einer Vereinigung freier, souveräner Kunst mit dem freien, souveränen Volke. Im Gegensatz zu allen Organisationen, die das künstlerische Erlebnis konfessionellen oder politischen Gesichtspunkten unterordnen, betont er aufs neue seinen Willen, durch Verbreitung und Gestaltung menschenbildender und befreiender künstlerischer Werke dem ganzen Volke zu dienen.

Diese Erklärung des Vorstandes und Verwaltungsrates des Volksbühnenverbandes wurde als Ergebnis der diesjährigen Magdeburger Tagung (24. bis 26. Juni) verkündet. Sie ist nicht, wie das dem Fremden scheinen könnte, ein etwas breit ausladendes Ornament, sondern eine sehr wichtige Richtlinie für die Arbeit einer Gemeinschaft, die schon jetzt im Theaterleben ein sehr einflußreicher Faktor ist und noch stärkere Bedeutung gewinnen wird. Sie ist die Abwehr von Versuchungen, die an die Volksbühne herantraten, und somit ein höchst lebendiges Programm. Um das zu begründen, muß zunächst einiges Geschichtliche gesagt werden.

1. Die „Volksbühne" ist (wie man weiß) in Berlin entstanden, als durch den Naturalismus das Theater aufhörte eine Stätte der Unterhaltung zu sein, sondern wieder begann, „eine moralische Anstalt" im Schillerschen Sinne zu werden. Damals kamen Männer auf den Gedanken, auch den breiten handarbeitenden Volksmassen die Bühne zu erschließen, um sie durch das Wort des Dichters zu erfassen und dadurch dem durch mechanische Arbeit einförmigen, durch wirtschaftliche Verhältnisse bedrückten Leben einen reicheren Inhalt zu geben. Man begann mit Nachmittagsvorstellungen, nahm einige Pfennige mehr, als der sehr verbilligte Kassenpreis ausmachte, und schuf sich mit diesen Pfennigen der Masse das Theater am Bülowplatz, das zu den schönsten Theatern der Reichshauptstadt gehört.

Dies alles war jahrzehntelang eine Berliner Angelegenheit; vielleicht, daß von sich aus Theaterdirektoren billige Volksvorstellungen veranstalteten — eigene Organisationen des Theaterpublikums gab es im Reiche nicht. Aber es ist merkwürdig, wie ein Gedanke reift und plötzlich die Gemüter erfaßt.

Es war nach dem verlorenen Kriege, nach dem Zusammenbruch, als all das, was ein sicherer Wert schien, zerbrach. Die politische Weltgeltung schien eine Episode zu sein, die Wirtschaft lag darnieder, die staatlichen Machtfaktoren schwanden, man stand vor dem Nichts. Da besann man sich auf die geistigen Werte. Sie waren weithin nur als Mittel zum Zweck angesehen („Wissen ist Macht"), sie waren Luxusgegenstand eines im übrigen durch diese Erde durchaus gesättigten Volkes: jetzt griff man zu ihnen als zu dem, was Niemand nehmen konnte, und erkannte sie als das notwendige Brot, das man zum Leben brauchte. In dieser Krisis entstanden als Zeichen einer sich kraftvoll am Leben haltenden Nation die Volkshochschulen. Und wenn sie auch an vielen Orten in einer ganz unmöglichen, heute schon wieder erledigten Form auftraten, nämlich als eine Lava von Vorträgen, die sich über die unschuldigen Bewohner einer Kleinstadt ergoß, so lebt doch der Volkshochschulgedanke selbst und tut schon heute umfassendere Arbeit, als seine Verächter Wort haben wollen. So entstand auch die Volksbühnenbewegung.

Will die Volkshochschule in Arbeitsgemeinschaften durch nüchterne, sachliche, auf Erkenntnis gerichtete Arbeit den Teilnehmer befähigen, zu eigener, selbständiger Erkenntnis zu kommen, so will die Volksbühne durch die künstlerische Schau das Leben erweitern, vertiefen und heben. Ihr ist bewußt, daß das Theater eine mächtige Wirkung ausüben kann. Es hat das Wort, und das Wort wird gesprochen von Menschen, die ein Schicksal schaffen oder erleiden. Alle Erbärmlichkeit, alle Gemeinheit, alle Lächerlichkeit des Menschen wie seine Größe, sein heroischer Kampf, seine schlichte Lauterkeit, seine Erhabenheit entfalten sich vor dem Beschauer, und wenn wir nicht vergessen wollen, daß uns Kierkegaard darauf hingewiesen hat, daß der Dichter der allergefährlichste Freund sein kann (weil z. B. der Mensch sich sehr edel vorkommt, wenn er gerührt ist durch das Schicksal eines Menschen, der für das Gute stirbt, und sich mit dieser Rührung begnügt, ohne von Ferne daran zu denken, selbst auch nur eine kleine Unannehmlichkeit auf sich zu nehmen), so wissen wir doch, daß Niemand so stark uns erschüttern kann, uns umzugestalten vermag, wie eben der Dichter — wenn nur ... wenn wir ihm folgen!

2. Aber im Theater hat man nicht nur die Möglichkeit (übrigens ganz wie in der Kirche), den Ruf „folge mir nach" zu überhören, sondern man kann den Dichter mundtot machen. Nicht nur durch eine schlechte Aufführung (die übliche Klassikeraufführung, die so fade ist wie eine nichtssagende Predigt über einen gewaltigen biblischen Text, und der es gelingt, sogar einen Klassiker tot zu machen, wie nicht wenige Prediger sogar ein biblisches Wort vollkommen töten), sondern man kann den Dichter ganz aus dem Theater verbannen und man hat das reichlich getan. Das Theater kostet Geld, und auch bei subventionierten Bühnen hat das Publikum den größten Teil der Unkosten zu tragen. Aber das Publikum langweilt sich bei „Tasso", gruselt sich bei Shakespeare (um doch zu den „Sechs nervenanpeitschenden Großakten" eines Films zu laufen) und es kommt wohl zur „keuschen Susanne",

aber flieht ernste Stücke, schickt allenfalls die heranwachsenden Kinder zum „Tell".

Das Theater, das natürlich auch unterhält, ist vielfach zu einer Stätte bloßer Unterhaltung geworden, und da die Franzosen die Kunst der Unterhaltung ganz ausgezeichnet verstehen, war der Theaterimport enorm. Als Abwehr gegen diesen Tatbestand ist der „Bühnenvolksbund" entstanden, die „deutsch-christliche" Besucher-Organisation, die als deutsche Gemeinschaft fremdländische Gewächse und als christliche offensichtlichen Schmutz bekämpfen will, bekämpfen dadurch, daß sie (ganz wie die Volksbühne) Volksgenossen zu edlen Kunstwerken führen will. Es wird nötig sein, ein Wort der Abgrenzung zum Bühnenvolksbund zu sagen.

3. Dieses Wort der Abgrenzung beginnt mit der Feststellung, daß Volksbühne und Bühnenvolksbund ein gut Stück Weges gemeinsam marschieren und daß an vielen örtlichen Stellen vom BVB zweckdienliche Arbeit geleistet wird, die auch wir von der Volksbühne voll anerkennen. Denn bei unserer örtlichen Arbeit handelt es sich um sehr viel agitatorisches Geschick, um Liebe zur Kunst und Verständnis für sie, um taktvolle Beeinflussung des Theaterdirektors u. A. Es kommt also sehr viel auf den Menschen an. Und genau so wie mir mancher Katholik sympathischer ist als mancher Protestant oder mancher Deutschnationale als mancher demokratische Parteifreund, und mancher jenseits der „Grenze" eigener Anschauungen ersprießlichere Arbeit leistet als ein Gesinnungsfreund, genau so ist es auch hier. Aber wovon wir uns scheiden, ist die grundlegende Gesinnung.

Es kann hier nicht, denn das geht die Volksbühne nichts an, erörtert werden, ob denn „deutsch-christlich" eine einfache Parole ist, oder ob nicht die Bindestriche eine recht große Spannung verdecken, von der man allerdings gerade in den üblichen protestantisch-kirchlichen Kreisen, die sich mit Emphase zum „ganzen Evangelium" bekennen, aber zugleich den schon verurteilen, der auch nur die Frage aufwirft, ob Christentum und nationale Machtrüstung sich vereinen lassen, nicht empfunden wird. Wogegen wir uns wenden, ist ein Doppeltes. Wir protestieren gegen den Mißbrauch des Wortes „deutsch" und des Wortes „christlich". „Deutsch" ist entweder eine Selbstverständlichkeit oder eine Verengung. Sagt man, daß man in Deutschland in einer deutschen Theatergemeinde, deren Mitglieder zum größten Teil nur die deutsche Sprache verstehen, in erster Linie nur deutsche Stücke spielen will, so sagt man eine Selbstverständlichkeit, für die uns das Wort „deutsch" zu schade ist. Will man aber sagen, daß man auch Shakespeare, auch Shaw, auch Molière oder Strindberg ausschließt, weil sie Ausländer sind, so wahren wir uns (in bester deutscher Tradition) gegen diese Verengung. Daß man seichte, wertlose ausländische Ware bekämpft, braucht man nicht zu erklären, die Tatsache des Theaterbundes erklärt den Kampf gegen Schmutz wie gegen Seichtes, von wo beides auch komme.

Noch problematischer aber ist die Betonung des „Christlichen". Es ist schon etwas komisch, es gerade beim Theater hervorzustellen, denn ein gut Teil der Schauspieler und Leiter sind Juden, und man muß (bei vollkommener Freiheit von jedem Antisemitismus) über die christliche Theatergemeinde mit jüdischen Funktionären etwas lächeln. Vor Allem aber: Wo sind die christlichen Stücke? Nicht, daß es nicht sehr viele Stücke gäbe, die auch ein Christ mit großem Gewinn aufnimmt, nicht, daß sehr viele durchaus christliche Gedanken in sich tragen. Aber, ein christliches Drama, im ernsthaften Sinne des Wortes, gibt es nur im Mysterienspiele des Mittelalters. Daher gibt es für den BVB nur zwei Möglichkeiten: Entweder er will zum Mysterienspiele des Mittelalters zurück, oder er benutzt das Wort „christlich" zur Bezeichnung von etwas Anderem. Der BVB geht auf beiden Wegen.

Die katholischen Kreise propagieren das Mysterien- und katholische Laienspiel. Die evangelischen Kreise verstehen unter „christlich" „nichtsozialdemokratisch"; gegen beides wenden wir uns.

Das Mysterienspiel ist tot, auch schöpferische katholische Dramatiker gehen nicht seinen Weg. Vor Allem ist uns allerdings die Klassik das Herz- und Kernstück unserer Arbeit. Nicht im Sinne der Bildungsangelegenheit (für höhere Schüler), sondern in Erkenntnis ihres menschlichen Gehaltes und der künstlerischen Formung. Wir sind der Überzeugung, daß von Shakespeare und der deutschen Klassik, zu der wir Kleist und Hebbel zurechnen, die Fragen des Menschentums in ihrer größten Tiefe und Breite künstlerisch gestaltet sind und daß wir zu sorgen haben, daß Aufführungen zustande kommen, die die Kraft der Klassiker, die so lebendig ist wie am ersten Tage, zur Auswirkung bringen. Im Gegensatz auch zu einer heute auf protestantischer Seite lebendig gewordenen Kritik am deutschen Idealismus sehen auch wir in der Volksbühne tätigen Theologen bei aller Hinwendung zu dem ganz gewiß nicht „idealistisch" zu deutenden Luther in dem deutschen Idealismus die klassische Periode unseres Geistlebens, deren Gehalt wir uns zu eigen machen wollen. Und es handelt sich uns bei dem Gegensatz gegen dies katholische, auf das Mittelalter tendierende Element des BVB nicht um die Rivalität gegen einen Konkurrenten, sondern um nichts weniger als um die Wahrung der höchsten künstlerischen Werte des deutschen Volkes.

Und dieselbe Wahrung gilt es auch zu behaupten gegen die evangelischen Kreise des BVB, die (es gibt unter ihnen auch andere) unter „christlich" nichts Anderes verstehen als „bürgerlich" und unter „bürgerlich" nichts mehr von freiheitlich, antifeudal, sondern das, was wir als Bourgeoistum bezeichnen, dessen Hauptkennzeichen heute jede Ablehnung von Sozialdemokratischem und von Rütteln an Anerkanntem ist. Das zeigt sich ja heute in den absurdesten Formen. In Zuckmeyers „fröhlichem Weinberg", einem Volksstück, über das nichts zu sagen ist, weil es selber nichts sagt (ein harmloses Spiel harmloser Fröhlichkeit), wird ein Assessor karikiert; sofort wenden sich gegen den Verfasser die Studenten. Hat es denn der Akademiker nötig, sich gegen eine liebenswürdige Karikatur zu wenden, zumal noch nicht einmal behauptet wurde, daß sie ein Typus sei? Hat denn die Pfarrerschaft nötig, sich gegen den Pfarrer Angermann zu wenden, auch wenn sein Vater der führende Dramatiker der Gegenwart ist? Sind wir ein Stand, der wie der der Zahnärzte durch das Verlangen des Abituriums eben erst seine gesellschaftliche Geltung erlangt hat? Das Bürgertum ist unsicher geworden, seit die staatlichen Instanzen, die fest gefügt schienen, vor ein paar Bewaffneten umfielen. Das Publikum will sich sichern, kein Dichter kann heute ohne das Risiko von Protesten mehr wagen, wie sein Beruf es verlangt, Gesellschaftskritik zu üben. Die Rede des katholischen Pfarrers Jakob Kneip auf dem rheinischen Dichtertag in Koblenz (Vossische Zeitung vom 12. Juli) trifft durchaus auch auf die evangelische Kirche zu, denn auch, ja ganz besonders die evangelische Kirche fühlt sich durch die Revolution erschüttert, so sehr, daß der Evangelische Bund erklären konnte, daß Protestantismus und Völkische Bewegung vereint das Vaterland retten würden! Bei diesem Tatbestand will man nicht die heilsame Unruhe, sondern die philiströse Ruhe. Man ist empört, wenn durch eine Klassikeraufführung im Kleide der Gegenwart der Klassiker aufwühlt,

aggressiv wird, man will ja nur „bilden", unterhalten, und demgemäß wagt man auch von den modernen Dichtern nicht die aggressiven, die noch nicht anerkannten (und damit unschädlich gewordenen) aufzuführen. Und dies ist der Grund, weswegen wir von der Volksbühne den Bühnenvolksbund nicht fürchten: Das Leben schreitet weiter, und nur wer dem Leben dient, hat die Zukunft.

4. Aber ist nicht die Volksbühne sozialdemokratisch? Wäre sie es, so würde ich auch als Nichtsozialdemokrat davor keine politische Angst haben (denn vielleicht ist es der Fehler in unseren politischen Zuständen, daß die Sozialdemokratie als aktiver führender Faktor oder als starker Gegenspieler gar nicht in Betracht kommt), aber allerdings wäre dann ihre künstlerische Betätigung mit Mißtrauen zu betrachten, denn jede Bewegung ist mit Mißtrauen anzusehen, die Kunst mit anderen als künstlerischen Vorzeichen betreibt. Daß die Volksbühne sozialistisch sein könnte, dafür läge viel Anlaß vor. Sie ist in Berlin unter sozialdemokratischen Arbeitern entstanden, die Berliner Gruppe umfaßt fast ein Viertel des Mitgliederbestandes überhaupt, die starken Arbeitermassen der Großstädte sind ihr Objekt und Subjekt. Aber der Verband hat den namentlich von Ernst Toller verlangten Weg nicht beschritten, die eingangs mitgeteilte Erklärung besagt dies deutlich.

Daß der (russische) Versuch, die Schaubühne zur politischen Anstalt zu machen, abgeschlagen wurde, ist das Verdienst der Magdeburger Tagung, insbesondere das Verdienst von Marck-Breslau durch seinen Vortrag „Der Kulturwille der Massen". Es lag die Befürchtung nahe, daß Marck, Professor der Philosophie an der Universität Breslau, also Intellektueller und als solcher gefährdet, sich durch Radikalismus eine Position in der Sozialdemokratischen Partei zu schaffen, noch dazu eben studienhalber für längere Zeit in Wien, den politischen Machtwillen der Sozialdemokratie auch auf die Bühne übertragen würde. Er tat es nicht. Sein ausgezeichneter souveräner Vortrag (der im Protokoll der Tagung [Volksbühnenverlag Berlin] im Wortlaut erscheint) schied außerordentlich glücklich unorganisierte und organisierte Massen, betonte mit Recht, daß der Befreiungskampf des Proletariats Kulturkampf und Kulturwille sei, lehnte aber den Begriff einer proletarischen Kultur und erst recht den des Proletkultes ab, sondern betonte auch für den Sozialisten die Notwendigkeit der Anknüpfung an den Geistesgehalt der deutschen Klassik, so vormärzlich dieselbe auch war. Nach dieser programmatischen, fundierten Erklärung des Sozialdemokraten bedurfte es nur noch eines politisch ungewöhnlich geschickten und durch glückliche Formulierungen sehr gewinnenden Vortrages von Julius Bab, um die nachfolgende Forderung Ernst Tollers nach Politisierung der Bühne schon vor ihrer Verkündigung zur Ablehnung zu bringen. Das war um so bemerkenswerter, als Julius Bab bei allem schon hervorgehobenen politischen Geschick ausgesprochen bürgerlich sprach, so daß die Sozialdemokraten unter den Delegierten schon deswegen hätten widersprechen können. Wenn das doch nicht geschah, sondern nach der Zielsetzung Babs von der Trennung der beiden Gebiete Politik und Kunst (er sprach von der schlechten Theaterpolitik Wilhelms II. und dem notwendig schlechten politischen Theater) der Verbandstag der Vorstandserklärung zustimmte, so ist das ein deutlicher Beweis für die Haltung der Volksbühne.

5. Damit war zugleich erwiesen, daß die Magdeburger Tagung einen Sinn hatte. Die vorangegangenen Verbandstage waren interessant, anregend, belebend, wie andere Tagungen auch. Die Magdeburger war innerlich notwendig und leistete zielsetzende Arbeit. Diese wurde unterstützt durch eine gute Aufführung von Strindbergs „Traumspiel" durch das Theater der Berliner Volksbühne wie vor Allem durch die Sprech- und Bewegungschöre. Hier tun sich bisher ungeahnte Möglichkeiten von ganz erstaunlicher Eindruckskraft auf. Aber der Bericht hierüber würde zuweit führen — nur das sei gesagt, daß im Sprechchor eine liturgische Möglichkeit von solchem Ernste liegt, daß alle sonstigen liturgischen Anregungen der letzten Jahre (von den Kerzen bis zum heiligen Schweigen) demgegenüber als affektierte Bemühungen erscheinen, weil nämlich der Sprechchor das Wort der Bibel in seiner Schlichtheit und Kraft, in seiner revolutionierenden Macht wirksam machen kann und in der protestantischen Kirche auf nichts das Augenmerk gerichtet werden sollte als auf das biblische Wort.

Doch mit dieser Bemerkung kommen wir von der „Volksbühne" ab. Allerdings: Ist es nicht vergeblich, in unserem Blatte von ihr zu reden? Die protestantischen Kreise und namentlich die protestantischen Pfarrer werden mit dem BVB gehen. Sie werden bewußt vermeiden, mit der sozialdemokratischen Arbeitermasse an einem gemeinsamen Kulturziele zu arbeiten und hier (wie es auf Grund ihrer Bildung und Kenntnis leicht wäre) zu führen. Wir haben hier in Schlesien das Beispiel einer Kleinstadt, in der die Volksbühne stark war und das Schlesische Landestheater jeden Monat eine Vorstellung gab (die Wandertheater sind eine weitere Segnung der Theaterbünde, sie bedeuten die Erlösung von der Schmiere), daß da vom evangelischen Pfarrer die Zersplitterung hervorgerufen wurde. Derselbe Mann, der sich gegen den katholischen Reichspräsidenten-Kandidaten wandte (mit dem als Reichskanzler jetzt die Deutschnationalen das Konkordat abschließen werden!) treibt hier mit dem Zentrum örtliche Kulturpolitik. So ist es auch anderswo. Ich beklage das nicht als Mitglied der Volksbühne, sondern als Theologe; die Volksbühne ist kräftig und geht ihren Weg, aber es ist schade, daß von Seiten der protestantischen Theologen eine Arbeitsgemeinschaft verachtet wird, die trotz ihrem (von der Kirche gesehen) peripheren Gebiet im Sinne der Volksgemeinschaft fruchtbar sein könnte.

Breslau Ernst Moering

Der kleine Trompeter

Eine Berliner Kunstausstellung zeigte im vergangenen Winter Eduard Manets Gemälde: Der Trompeter. Wer es achtsam ansah, erstaunte. Nichts glänzte auf diesem Bilde, nichts wuchtete; nirgends schimmernde Wehr und nirgends massige Muskulatur; auch nicht einmal die knappe Präzision der Geste, die man also vielleicht erwarten würde (von Raysky, Trübner, Menzel in der Erinnerung).

Sondern in verstürmtem Nebelgrau lässig dahingestellt ein kleiner Franzose, die Linke in der Tasche seiner schmutzigroten Hose, die Rechte um die Trompete gekrallt, blasend; diese Trompete selbst nicht leuchtendes Messing, sondern fast völlig mit einer schwarzen Kordel umwickelt — man sieht all das fast nicht; man sieht nur das Gesicht, die großen schreckhaft mutig aufgerissenen Augen und den herrlichen Bogen vom Kinn zur Stirn, in den sich die Energie des Blasens gespannt hält.

Dieses ist Frankreichs Soldat, der Poilu; dieser kleine tapfere Kerl, dessen Elan seine Angst überwindet; dieses das Symbol eines Militarismus, der nicht am Schaubild, sondern an der Leistung seiner Träger sich entzündet, dem die Uniform nichts bedeutet und die Glorie alles, jene „Gloire" als immer von neuem ein überirdisches Wunder: als ein Triumph des Geistes über die Materie.

Denn sein historischer Feind, der Deutsche, ist für den Franzosen „rohe Gewalt", ist „Dampfwalze", wie es der Russe für uns im Weltkrieg war, nur unvergleichlich

gefährlicher empfunden. Warum? Aus tausend Gründen und dem einen primitivsten, von dem aus Richard Kuenzer in einer außenpolitischen Schulungswoche uns die deutschfranzösische Problemwelt sehen gelehrt hat: die drei Invasionen. 1814: Ganz Europa, militärisch unter deutscher Führung rückt nach 20 Jahren Niederlage zum ersten Male in Paris ein. 1870: Deutschland allein bezwingt in einem halben Jahr Frankreich und seine Hauptstadt. 1914: die ganze Welt hält mit knapper Not den deutschen Ansturm vor den Toren von Paris auf und braucht mehr als vier Jahre um ihn über die Grenze zurückzuwerfen. Zugleich ist Deutschlands Volkszahl von knapp drei Vierteln der französischen vor einem Jahrhundert auf ihr anderthalbfaches angewachsen, also verhältnismäßig doppelt so stark geworden.

Kein Wunder, daß der Franzose Angst hat. (Doch: „Furcht hat jeder; aber ein Held ist, wer nicht ausreißt", sagt der deutsche Kleistpreisträger Hermann Burte!) Kein Wunder, daß der „Sieger" den nur scheinbar paradoxen Schrei nach „Sicherheit" nicht abreißen läßt! Und tragisch unerhört, daß sich mit dieser tiefsten Seelenangst jener fanatische Juridizismus paart, der mit unterschriebenen Vertragsparagraphen die Welt für immer zu seiner Raison gebracht haben will, jene unbeugsame Egozentrizität, die nie und nie verstehen wird, daß ein Anderer anders fühlt und denkt und lebt als man selbst.

(Darum ist der Franzose so grausam gegen den besiegten Feind, den er nur als unausdenkliches Scheusal zu sehen vermag, dessen kriegerische Leistung er ein für allemal als schwarze Magie empfindet; darum, und weil nach der ungeheuren Anstrengung sich die Reaktion bis ins Physische hinein um so stärker geltend macht; hinterher will er dann den aggressiven Katzenjammer nicht mehr wahr haben, da er wirklich der raisonnabelste europäische Typus ist; aber er frage Tocqueville und manchen anderen Landsmann, wenn er dem Zeugnis seiner Opfer mißtraut. Kreuzfahrer waren von jeher grausam, und der Franzose zieht nur in Kreuzzüge. Das rational begrenzte Schauturnier, das er daneben früher noch kannte, macht ihm als Waffenspiel heute keine Freude mehr.)

Denn das französische Volk ist ein friedliches Volk oder vielmehr ein unmilitärisches. Es haßt den Krieg selbst so sehr, wie jeden, der es zum Kriege zwingt. (Nur in Frankreich haben sich 1914 in größerer Anzahl Frauen vor die Militärzüge geworfen!) Es begreift einfach nicht, daß anderswo edelste Jugend „Speere werfen und die Götter ehren" als wesentlich angemessene Lebenshaltung erwählt hat. Und eben darum macht es sich den Frieden immer wieder selbst unmöglich, den es ersehnt. Denn Frieden ist nicht der Zustand der absoluten Stabilität. „Frieden ist an sich überhaupt nicht ein Ideal, sondern nur Ergebnis der Erreichung eines solchen. Das Ideal selbst ist Freiheit, Gerechtigkeit und Würde im menschlichen Gesellschaftsleben. Wo solche besteht, ergibt sich der Frieden mit Naturnotwendigkeit, wo sie fehlt, gibt es keinen Frieden, sondern höchstens ein Gewaltregiment, bis Freiheitsstreben und Gerechtigkeitssinn sich gegen es auflehnen, um den wahren Frieden herbeizuführen", wie der Präsident der Carnegiestiftung Nicolas Murray Butler gesagt hat. Jaques Seydoux' Satz „der Friede ist für Frankreich ein Ziel, für Deutschland nur ein Mittel" redet nur vom Frieden als Nichtkrieg und gilt darum mit seiner zweiten Hälfte nicht nur für Deutschland, sondern für jeden aufblühenden jugendstarken Staat, ja er gilt auch für Frankreich, denn schließlich will es ja auch nicht den Frieden schlechthin; sondern seinen Frieden, den von Versailles möchte es für alle Ewigkeit stabilisieren. Und es vergißt dabei, daß es ihn in jenem inzwischen verdrängten Zustand des „aggressiven Katzenjammers" diktiert, daß es ihn weiter zum Teil um seiner Sicherheit willen so diktiert hat, die er unter den inzwischen veränderten Umständen geradezu gefährdet. (Denn daß Bestimmungen, die einen Sklaven untertan erhalten sollen, nicht als Basis für die Arbeitsgemeinschaft mit einem Gesellschafter taugen, versteht sich von selbst.) Das logische Frankreich führt sich selbst durch konsequente Logisierung einer alogischen Reflexhandlung ad absurdum. Das ist die (von weitblickenden Franzosen wie Albert Fabre-Luce sehr deutlich erkannte) friedensgefährliche Seite an der französischen Politik, aber das allein und nicht die französische Wehrgesetzgebung, nicht das französische Verhalten in der Abrüstungsfrage. Im Gegenteil!

Gerade angesichts der heutigen militärtechnischen Situation gibt es keine stärkere Friedenssicherung als das Milizsystem. Alle Militaristen schwärmen für das kleine Berufssoldatenheer (Soldan, Spengler); auch die Militaristen mit dem umgekehrten Vorzeichen, die Kommunisten, träumen vom „Vortrupp des Proletariats", der den friedwilligen Massen seinen Willen aufzwingt (siehe J. R. Becher „Der einzige gerechte Krieg"); hingegen wer als Staatsform die Diktatur ablehnt, muß die Wehrfähigkeit des Gesamtvolkes wollen, wie sie alle wahrhaft demokratischen Parteien vor dem Kriege forderten, muß erkennen, daß „Wehrhaftigkeit tragische Notwendigkeit" ist (vgl. „Sozialismus und Wehrverbände" in Heft 1 des 2. Jahrganges der Monatsschrift „Zusammenschluß").

Und anderseits muß, wer die Abrüstung anstrebt, eben darum auch die Sicherheit der sich Entwaffnenden garantieren wollen. Dies aber fordert die französische These, die der billig „radikalen" des Inselreiches England in Genf so schroff entgegenstand. Und hier stehen wir nun freilich wieder vor der Gesamtproblematik des europäischen Befriedungssystems, die nur ganz oder gar nicht in Angriff genommen werden kann, wenn es auch auf der ganzen Linie immer wieder bloß um einige Millimeter vorangeht.

Damit es das aber kann, muß in Deutschland die Erkenntnis Allgemeingut werden, daß es einen französischen Militarismus eben nur im uneigentlichen Sinne gibt, und daß Lufthiebe führt, wer ihn bekämpft; Frankreich aber muß endlich einmal anerkennen, daß gerade ein kämpferisches (nicht kriegerisches!) Volk wie das deutsche seine Vertrauenswürdigkeit doppelt und dreifach durch Abrüstung und Locarnopolitik bewiesen hat; man muß verstehen, daß dieses deutsche Volk zu stark und zu stolz ist, um jahrzehntelang hypnotisiert über den Rhein zu starren und „Rache" zu brüten, wenn es nur nicht immer von neuem in seinem Selbstbewußtsein beeinträchtigt wird; man muß den Mut aufbringen, an Europa zu glauben, wie wir es tun; dann kann der kleine Trompeter die verhaßte Uniform ausziehen und den Acker bestellen und Reben binden und im Rate der Bürgerschaft seinen Mann stehen, wenn es die großen Ideen der Vergangenheit wider die grausame Wirklichkeit der Gegenwart durchzusetzen gilt.

Berlin Karl Thieme

Ausstellung der deutschen Jugend

Berlin 12. August bis 25. September

Ins Schloß Bellevue lockt „die Ausstellung der deutschen Jugend". Die Räume sind zum Teil recht eng für die in großen Scharen herbeiströmenden Besucher, aber der wunderschöne, intime Park mit seiner zu den Vorführungen der Jugend errichteten Festhalle bietet einen Hintergrund, wie er besser nicht gedacht werden könnte.

Wenn man in stillerer Stunde eintritt, ist der erste fast überwältigende Eindruck der einer großen ernsten Sachlichkeit und eines geschlossenen Willens. Die Jugend der Wandergruppen, des Sportes und Tanzes tritt vollständig zurück hinter einer Jugend, die dem Besucher aufs eindringlichste unhaltbare Zustände aus ihrer eigenen Mitte heraus vor Augen führen will, und zwar Tatsachen, die sich ohne Worte an die Erwachsenen als schwere Anklagen richten: Warum nutzt ihr unsere junge Kraft so aus? Warum laßt ihr uns nicht die genügende Nachtruhe, die notwendige Freizeit, warum sorgt ihr nicht besser für unser Wohnen, unsere Gesundheit und setzt uns so vielen Gefahren Leibes und der Seele aus? „Freizeit ist not" steht in großen Lettern als Devise in der

Eingangshalle. Neunzig dem Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände angeschlossene Jugendorganisationen, die mehr als 3½ Millionen Glieder aller Volksschichten umfassen, sind dafür gewonnen worden, gemeinsam ihren Willen einzusetzen und einzutreten für die Mitglieder, die in den Jahren zwischen 14 und 20 nicht zu ihrer Jugendfreudigkeit und Gesundheit kommen können.

Die ausgezeichneten Hilfsmittel moderner-Statistik wie Einzelfiguren, rhythmische Figurenreihen mit und ohne Bewegung, Reliefs und Bilder dienen dazu, um erst einmal die 90 Jugendverbände zu gliedern in Jungen und Mädel, nach der politischen und konfessionellen Richtung ihrer Verbände, nach ihren Abzeichen, Berufen und Zielen. 91 500 Antworten auf die vom Ausschuß an Jugendliche im Alter von 14—18 Jahren entsandten Fragebogen bieten die Grundlage für die Behandlung der Arbeits- und Urlaubsverhältnisse, der Wohnungs- und Gesundheitsfrage. Wir sehen in den verschiedensten Darstellungen, wie ein großer Teil der im Beruf stehenden Jugend (23 %) gar keinen Urlaub hat, andere drei Tage im Jahr, die meisten acht Tage, nur ein ganz kleiner Prozentsatz mehr — weiter wie sich der Sonnabend-Arbeitsschluß in den verschiedenen Berufen gestaltet. Man vergleiche das mit den ersehnten häufigen Ferienwochen der glücklicheren Jugend, die sich in denselben Lebensjahren noch ganz ihrer Berufsausbildung widmen kann. Wir sehen den Tageslauf der jugendlichen Arbeitenden in den verschiedenen Berufen an uns vorüberziehen. Neben acht Stunden Arbeitszeit auch zehn und elf; 7—8 % der Gefragten haben mehr als 60 Arbeitsstunden in der Woche. Dazu bei vielen Betrieben das Reinigen und Aufräumen und der weite Weg zur Arbeitsstätte. Wie kurz die Erholungszeit, wie kurz die Nacht! Und wo wird von Vielen die Nacht zugebracht? Ein Bild von Käte Kollwitz zeigt, wie im schon besetzten Bett im überfüllten Schlafraum ein junges weibliches Wesen den ihr zufallenden kleinen Platz aufsucht. Auch Zilles' bitter humorvolle Skizzen weisen auf das Unzureichende, Freud-, Sonnen- und Blumen-lose Leben vieler Jugendlichen hin. Jeder fünfte Jugendliche hat kein eigenes Bett, die meisten teilen den Schlafraum mit Fremden, nur wenige haben ihr eigenes Zimmer. Daß diese Not eine Not unseres Volkes überhaupt und nicht nur eine Not der Jugend ist, wissen wir wohl; aber ihr zerstört sie das Leben am meisten. — Es folgen nun etwas naiv und stark aufgetragene Bilder, die von den sittlichen Gefahren sprechen, die der Jugend drohen; aber gerade in diesem Saale gab es etwas vom Wertvollsten, was uns die Ausstellung zeigt: Wie hilft die Jugend sich untereinander? Einer der jugendlichen Führer, die die Gäste von Saal zu Saal geleiten, berichtete von seiner Gruppe, den „Zugscharen für Jugendselbsthilfe", wie sie in Berlin den gefährdetsten Jugendgenossen nachgehen, alles Moralisieren vermeiden, sie ins Freie bringen, gesunde Lebensfreude bei ihnen wecken und wie sie die Tüchtigsten wieder zu Pionieren heranziehen. — Auch der von manchen Großbetrieben zur Freude und Förderung der Jugend getroffenen Einrichtungen ist gedacht, aber wie Wenigen kommen sie bis jetzt zu Gute! Eine große Figurentafel an der Wand spricht von den jugendlichen Arbeitslosen. Da steht die übergroße Figur, die Arbeit sucht und die ein Drittel so große, die nur sagt, wie Wenigen es gelingt. Es folgt eine dritte Reihe, die von dem Erfolg der Berufsberatung und -Vermittlung spricht, natürlich nur mäßigem Erfolg, da sie großen wirtschaftlichen Mißständen nichts entgegenzusetzen hat.

Auf die skeptische Frage mancher Erwachsenen: Was treibt ihr in eurer Freizeit? wird sie euch nicht zum Unheil sein? antworten die oberen Säle, zeigen, wie die Jugend aller Stände Fortschritte darin macht, ihre Freizeit zum Nutzen der Gesundheit, der Gesamtbildung der Kultur, des Berufs anzuwenden. Eine mit Nadeln besetzte Landkarte führt uns die Jugendherbergen vor. Ganz Deutschland ist mit einem Netz überzogen, der junge Wanderer kann im Norden und Süden daheim sein: „das ganze Deutschland soll es sein".

Treten wir noch einen Augenblick in den Saal, wo die verschiedenen Weltanschauungen zum Ausdruck kommen. Wir finden neben den jüdischen, freigeistigen und der Heilsarmee 15 evangelische, 19 katholische Vereine vertreten. Eine bronzene Christusfigur mit Dornenkrone und Nägelmalen mit festem, sehnigen Körper, vorwärtsstrebend und jung, steht zwischen den beiden Wandflächen, auf denen wir die Namen und Zeichen der christlichen Verbände, ihre Erholungsheime usw. dargestellt finden. Da kommt auch die evangelische Kirche zum Wort. Was kann sie von ihrer Pflege der Jugend sagen? Sie hat einige Erholungsheime gegründet; sie leitet manche von den 15 evangelischen Verbänden. Sie hat evangelische Jugendämter eingerichtet, die neben und mit den übrigen Jugendämtern arbeiten. Diese evangelischen Jugendämter haben gemeinsam eine Entschließung gefaßt, die Forderung der Jugend nach längerer Freizeit zu unterstützen, und den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß zu bitten, sich beim Reichstag und Reichswirtschaftsrat dafür einzusetzen. Ob die Kirche das wohl allein ihren wenigen Jugendämtern überlassen wird, oder ob sich noch andere Stimmen werden hören lassen?

Draußen im Park tanzt, turnt, spielt und singt die Jugend; wenn es regnet, in der Halle. Herrliche Wochenendstage für die Auswärtigen! Aber wer sollte vor Allem die Ausstellung besuchen? Viele Leiter von Arbeitsbetrieben, sie vor allen Dingen, viele Behörden, die Einfluß haben, viele Pastoren, denen ihre jungen Gemeindeglieder am Herzen liegen, viele Sozialbeamte und Berufslehrer. Als Elizabeth Barrett Browning 1843 ihr Gedicht: The cry of the Children veröffentlichte und in der Tonart jener Tage vom Mißbrauche der Kinderarbeit in den Fabriken sprach, fand ihr Ruf Widerhall. Mancher wachte auf, bis es Viele wurden und aus dem Volkswillen ein Schutzgesetz wurde. Möge der Ruf der deutschen Jugend auch an viele berufene Ohren dringen und viele Herzen solange beunruhigen, bis jeder junge Deutsche seine ausreichende Nachtruhe, sein eigenes Bett und die seiner Jugendkraft entsprechende Urlaubszeit bekomme.

Berlin Margarete Naumann

Revolution in der amerikanischen Jugend

Die Revolution der modernen Jugend. Von Ben B. Lindsey, Richter des Jugend- und Familiengerichtes in Denver, und Wainwright Evans. Deutsch von Toni Harten-Hoencke und Dr. Friedrich Schönemann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1927. 259 S. Gebunden 7.50 M.

Der Verfasser dieses Buches ist amerikanischer Jugendrichter in Denver und seit mehreren Jahrzehnten am Werk, der Jugend vor Allem in ihren Geschlechtsnöten zu helfen, Bahnbrecher des amerikanischen Jugendgerichtswesens; der Kongreß der U. S. A. hat ihn einst als sittlichen Dynamo bezeichnet; sein Name bedeutet ein Programm. So ist Gewähr gegeben, daß dies Buch nicht als billige Sensation zu gelten hat, sondern, mit Herzblut geschrieben, Tatsachen mitteilt, die freilich wie in Amerika so auch bei uns noch sensationell genug wirken mögen.

Dem Puritanismus in seiner Bedeutung für die Öffentlichkeit ist drüben — man möchte fast sagen, über Nacht — eine starke Gegnerschaft erwachsen. Ein Grund hierfür ist der Krieg. Ein angesehener Amerikaner, der längere Zeit hindurch, darunter die vier Kriegsjahre, in Europa weilte, hatte bei der Rückkehr Mühe, sein Vaterland wieder zu entdecken. Dasselbe bestätigt der Verfasser des vorliegenden Buches. Auch die Verschiebung des wirtschaftlichen Schwergewichtes immer mehr nach Westen ist ein gewichtiger Faktor. Es kann gar nicht ausbleiben, daß sich mit der fortdauernden Abwanderung nach Westen vom puritanischen Kernland hinweg, auch eine Abwandlung in der Geisteshaltung ergibt. Und drittens die wirtschaftliche Entfaltung selbst, in deren Gefolge eine ungemeine Fluktuierung der Bevölkerung marschiert, Hebung des allgemeinen Wohlstandes, wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen, Luxus, Kinos, Tanz, Autos [1]) usw. Dieser dritte Umstand vor Allem hat einen Riß zwischen Alt und Jung geschaffen, der nur wenig zu tun hat mit der traditionellen Spannung von Eltern und Kindern, und einen geistigen Strukturwandel erster Ordnung herbeigeführt.

Die Revolution der modernen Jugend ist jedoch noch durch andere Faktoren bestimmt. Neben wirtschaftlicher Unabhängigkeit und Verdienstmöglichkeit der Halbwüchsigen stehen das Fehlen des polizeilichen Anmeldungswesens sowie in gewissen Staaten leicht zu erfüllende Heiratsgesetze, die eine allgemeine Lockerung der puritanischen Moral begünstigen. Welcher Art diese Lockerung ist, zeigen die Aufzeichnungen des Jugendrichters auf erschütternde Weise.

Es hat sich ein neuer Typus gebildet, der sogenannte flapper, das ist ein junges Mädchen, das ihr revolutionäres Denken nicht mehr bei sich behält, sondern äußert in Worten, Kleidung und Gebaren. Bezeichnend für diesen flapper ist auf der einen Seite eine Auflehnung gegen Traditionsgehorsam überhaupt, wobei naturgemäß die Kirche oft herbe Kritk erfahren muß; auf der andern Seite aber handelt es sich bei diesem Typ um eine neue und lockerere Geschlechtsauffassung, die in sogenannten petting parties-Streichelgesellschaft (an der die Colleges und Seminare ihren Anteil haben), angewendet wird: Unbekümmerterer Verkehr miteinander, der mehr oder weniger eine Treue

[1]) Der Jugendrichter rechnet auch die Wirkung des völligen Alkoholverbotes hinzu. Verbotene Frucht schmeckt doppelt gut, zumal wenn man sie in handlicher Westentaschenflasche mit sich tragen kann: „Schnaps ist zum Beispiel etwas Anderes, was sie interessiert. Keine Kuß- und Knutschgesellschaft (petting party), kein Schwof in den Landhäusern, keine Autofahrten weit weg von den Späherhäusern der Hauptstraßen sind vollständig ohne die Fläschchen in den Taschen der jungen Burschen."

nicht kennt. Es ist einleuchtend, daß diese flapper-Moral, so relativ harmlos sie auch sein mag, doch bisweilen ins Exzessive abgleitet, oft auch bei allem guten Willen der Jugend in grausige Irre führen mag, manchmal aber auch originelle soziologische Neubildungen schafft. Von alledem legt dies Buch Zeugnis ab.

Nicht um die Jugend anzuklagen, sondern um ihr zu helfen. In liebevollen, begeisterten oder begeisternden Worten, in kalten, aber erschütternden Statistiken[2]):

Die Zeugen sind alle Besucher höherer Lehranstalten. Der erste Punkt ihrer Aussagen ist, daß mehr als 90 % aller Mädchen und Jungen, die Gesellschaften, Tänze und Autofahrten mitmachen, sich in Küssen und Sichabdrücken ergehen. ... Wenigstens 50 % der jungen Leute, die mit Abdrücken und Küssen anfangen, bleiben nicht dabei stehen, sondern gehen weiter und geben sich andern sexuellen Freiheiten hin, die sogar nach den von ihnen selbst angenommenen sittlichen Forderungen empörend und unanständig sind. ... Und nun zu den dritten Punkt unserer Botschaft: 15 % von denen, die mit gelegentlichen Küssen und Umarmungen anfangen, enden damit, daß sie keine Grenzen mehr kennen. Dies bedeutet nun wieder keine Promiskuität oder Häufigkeit des schrankenlosen Verkehrs, sondern nur, daß es geschieht.

Aber vor Allem klagt er die Alten an, insbesondere Schule und Kirche. Wenn das Alles stimmt, was Lindsey sagt, so herrscht auf Seiten der Lehrer und Pfarrer eine geradezu beschämende Unkenntnis von Moral und Psychologie der Jugendlichen. Die Beispiele, die er anführt, wirken komisch und grotesk, wenn sie nicht so furchtbar wären. Daneben finden sich scharfe Vorwürfe gegen die Eltern und Familien. Hier besonders macht sich der abrupte Bruch von Alt und Jung bemerkbar:

Das erstarrte Herkommen und die veralteten Überlieferungen, die hierfür die Schuld tragen, waren einst berechtigt und lebendig. Die Eltern, die dazumal ihre Kinder danach erzogen, glaubten selbst mit aller Seelenkraft daran. Es war ein Ideal, das gelebt wurde. Jetzt aber sind die alten Ideale verschwunden wie eine Luftspiegelung, und irgend etwas muß an ihre Stelle treten.

Wie oft hört es Lindsey nicht: Unsere Heime sind der Hort der Erziehung, aber wie oft muß er bekennen:

Ich weiß, wir preisen das amerikanische Heim in hohen patriotischen Tönen, selbst wo wir in einer echt amerikanischen Stadt wie Denver fast ebenso viele Ehetrennungen und Scheidungen haben wie Eheschließungen. Aber — um ehrlich zu sein: ein Heim, in dem Kinder die richtige geistige Luft finden, ist eher Ausnahme als Regel bei uns.

Und das Seltsame ist, daß sich die jugendlichen Diebe z. B. weniger aus „Zeitungsjungen" zusammensetzen, sondern Sprößlinge vornehmer und vornehmster Familien sind — anscheinend wieder ein Beweis, wie stark der Bruch der Jugend mit traditioneller Kultur, die sich vorzugsweise in diesen Familien findet, ist.

Was fordert nun Lindsey? Erstens systematische Aufklärungsarbeit. Die Zeiten, in denen man das sex totschwieg, samt ihren verderblichen Folgen, sollten endlich verschwinden. Mag Lindsey auch als echter Amerikaner den Wert der Aufklärung überschätzen, — mit seiner unter dieser Forderung liegenden Grundanschauung dürfen auch wir uns getrost identifizieren: „Ich meine nur Sympathie, Verständnis, Toleranz und eine völlige Bereitwilligkeit, die Jugend ihr eigenes Leben im Licht der Tatsachen gestalten zu lassen." Daß diese Forderung von ihm verwirklicht wurde, das zeigen seine überfüllten Wartezimmer und die Beweise von Anhänglichkeit, Liebe und Dankbarkeit, die er täglich erfährt.

Welche Handhaben bietet ihm nun das Jugendgesetz, wenn die Dinge bereits zu weit getrieben sind? Von dem Grundsatz ausgehend, daß die werdende Mutter unter allen Umständen ihr Kind gebären soll, aber auch mit der gesellschaftlichen Achtung von illegitimer Mutter und Kind rechnend, hat er ein Listensystem von kinderlosen Ehepaaren ausgearbeitet, die das Baby annehmen, und ein Verzeichnis von Zufluchtsorten, an dem die werdende Mutter in tiefstem Geheimnis niederkommen kann, und von wo das Kind abgeholt wird, ohne daß Irgendwer seine Herkunft noch Adoptiveltern erfährt. Nebenbei ist Nachfrage größer als Angebot.

Aber das ist natürlich nur ein Notbehelf, und so sinnt der Richter auf grundsätzlichere Hilfe. Monogamie und Dauerehe verteidigend, sucht er so eine Art Versuchs- und Probeehe zu rechtfertigen — die praktisch nach ihm schon längst besteht[3]) —, deren Existenz er für die kommenden Jahrzehnte als eine Selbstverständlichkeit betrachtet. In Anbetracht des Elends der Ehescheidungen, die hier und dort in den letzten Jahren nahezu die Zahl der Eheschließungen erreicht haben, will er eine gesetzliche Probezeit eingeführt wissen, in der sich die Gatten aneinander versuchen. Freilich würde diese Institution nur bei Kinderlosigkeit sinnvoll sein, da ein Kind die Versuchsehe hemmender machen würde und der Staat für solche Kinder bis heute noch nicht sorgt — obwohl dies nach Lindseys Andeutung gar nicht so von der Hand zu weisen wäre, zumal das „Heim" doch nur noch eine Illusion ist. Also eine Versuchsehe, bei der sich die hier wie in Amerika heiß umkämpfte Geburtenkontrolle (birth control) als Sicherheitsfaktor einfügt. Diese Geburtenkontrolle diente verschiedenen Zwecken: Erstens, wie gesagt, der Probeehe, zweitens aber gibt sie, neben der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau, der Gattin endlich völlige Gleichheit mit dem Mann, so daß dieser nicht allein die Kosten zu tragen hätte[4]). So Lindsey. Drittens würde eine Kontrolle jungen Menschen ohne genügende wirtschaftliche Sicherung für Erziehung der Kinder die Ehe gestatten und viel Unheil verhüten, leibliches und geistiges. Und schließlich sieht Lindsey in ihr ein heilsames Mittel zur Verhütung von Kindererzeugung körperlich untauglicher Ehegatten.

Nun die Einwendungen: Zuchtlosigkeit? Lindsey ist überzeugt, daß diese überhaupt kaum noch wachsen kann, sondern daß im Gegenteil üble Heimlichkeiten vermieden werden. Unbeständigkeit? Nein, sondern durch die Versuchsheirat würde sich bald eine größere Erfahrung einstellen, Ignoranz schwinden und relativ größere Beständigkeit erzeugt werden. Enthaltsamkeit? Wie Lindsey glaubt, ist ein Hinweis auf diese Radikalkur nur theoretisch möglich:

Kann ich mit Stillschweigen darüber hinweggehen, daß die Eheschließung zu Nutz und Frommen der Menschheit gemacht ist und nicht die Menschheit zu Nutz und Frommen der Eheschließung? Daß der Schuh und nicht der Fuß geändert werden muß, wenn der Schuh nicht paßt? Und was das Zölibat betrifft als die einzige Möglichkeit außer einer vielleicht unglückseligen Heirat —: warum Worte darüber verlieren und Forderungen stellen, die die Menschen doch niemals erfüllen werden und die auch einem natürlichen und notwendigen Trieb Gewalt antun?

Das sind in Kürze die Gedankengänge dieses Buches. Von Wiederholungen, die häufig vorkommen — Lindsey hat das Buch diktiert — sehe ich ab, auch von Beispielen, die er in Hülle und Fülle gibt, und seinen erbitterten Ausfällen gegen die Gesellschaft, die oft an Ibsen oder Strindberg erinnern; nur steht bei Lindsey eine 30 jährige Erfahrung dahinter. Wohl aber verdient es der Verfasser, um eines Wortes willen noch einmal zitiert zu werden. Er weiß sehr wohl, daß jede Patentlösung versagen muß; man kann letztlich nur vertrauen auf den Menschen selbst, der seine Pflicht tun muß, auch bei einer Veränderung der augenblicklichen Form der Ehe:

Das Unglück ist, daß wir uns alle durchaus nicht auf die menschliche Natur verlassen wollen. Deshalb bin ich vielleicht eine Ausnahme. Ich bin ein geborener Spieler, wenn es sich darum handelt, auf Menschen zu setzen. Und ich gewinne immer. Das Geheimnis, die Würfel in diesem Spiel richtig zu werfen, ist sehr einfach: wir müssen uns immer dessen bewußt bleiben,

[2]) Statistiken — nun wir sind mißtrauisch, und mit Recht. Aber müssen doch auch zugeben, daß sie wenigstens für die Stadt des Verfassers zutreffen. Und ob Denver ein solcher Sündenpfuhl ist?

[3]) In New York schätzungsweise leben 50 000 Mädchen in solcher Ehe, nach Lindsey.

[4]) Ein Beispiel aus Süd-Amerika ist lehrreich. Ein junges Paar müht sich um die regelrechte Verheiratung von in wilder Ehe lebenden Eingeborenen. Die Männer sind dem geneigt, aber die Frauen bitten inständig, davon abzusehen, da sie bei jederzeit lösbarer Ehe vom Mann mit mehr Respekt behandelt würden.

daß das einsamste Ding in der Welt die Menschenseele ist, daß es der Seele ein Schrecken ist, im Dunkeln zu wandern, und daß sie, wenn wir ihr bis in ihre düsteren Lebensregionen hinein eine Hand reichen, diese Hand ergreift und festhält.

Mag nun Jeder selbst Stellung nehmen, ich habe mich auf die Wiedergabe beschränkt. Trotzdem sei auf eine Parallele hingewiesen. Das Wesen der petting party ist bewußte und nicht beklagte Untreue; dazu Nichtachtung des Geheimnisses des „Leibes". Leib ist mehr als Körper, weil er in innerste und feinste Beziehungen zur Seele gerückt ist (siehe das Wort Geistleib), was beim „Körper" durchaus fortfällt. Dasselbe Mißverhältnis scheint mir nun auch bei dem Vorschlag der Versuchsehe vorzuherrschen. Der Leib ist nicht etwas, das man so leichthin als Preis eines — noch so ernsten — Experimentes zahlen darf und kann. Und der Charakter der Ehe als eines spannungsreichen Wagnisses, bei dem man nur vertrauen kann, wird ernsthaft in Frage gestellt, wenn man sich der bewußten Vorstellung der experimentellen Vorläufigkeit einer Versuchsehe hingibt [5]).

Hartford, Conn. Hans Schimmelpfeng

Meißen

In Meißen wollen wir in den Michaelisferien vom 3. bis 5. Oktober die Tagung des Gesamtbundes für Gegenwartchristentum halten. Alle Freunde der Christlichen Welt und der Freien Volkskirche, alle, denen daran gelegen ist, daß durch die streng gebundenen Formen der Kirche doch ein Hauch der Freiheit hindurchwehe, daß die vorwärts drängenden Gewalten in unserem Volk sich der Kirche nicht völlig entfremden —, alle sollen sie mit dazu helfen, daß die Tagung wohl gerate. Auch in Sachsen soll man einmal an uns spüren, daß die Freiheit der Frömmigkeit nicht feind ist, daß moderne Wissenschaft und Gemütstiefe einander bedürfen, daß, wer vorwärts will, nicht rückwärts zu schauen braucht, wohl aber beständig auf Vertiefung und Verinnerlichung bedacht sein muß. Zugleich wollen wir ein Beispiel ehrlicher Toleranz geben. Wir wollen einer Orthodoxie, die überzeugungstreu ist, ihr gutes Recht nicht bestreiten; wir wollen nur für uns das Recht betonen, auch zu unserer Überzeugung mitten in der Kirche offen zu stehen.

Meißen ist uns Sachsen ans Herz gewachsen, mit seiner stolzen Lage am Strom, mit dem Dom und seinen hochgebauten Türmen, mit der in Pracht erneuerten Albrechtsburg, mit seinen steil gegiebelten Dächern, seinen krummen und eben darum so reizvollen Straßen und Gassen, mit dem Zauber der Romantik, die hier doch mit dem starken Leben der Gegenwart einen Bund eingegangen ist; vor Allem aber auch mit seinen geschichtlichen Erinnerungen. Denn fast nur durch Meißen hängt Sachsen mit der großen und tragischen Kaisergeschichte des Mittelalters zusammen.

Vor uns ragt die Gestalt Heinrich I., der mehr als viele Kaiser genannt zu werden verdient und dennoch bewußt mit der Krone eines deutschen Heerkönigs sich begnügt hat. Die deutschen Stämme zu einem Reich zu einen und dennoch jeden bei seiner Art zu erhalten, war sein Ziel. „Meine Zunge kann nicht aussagen" rühmt sein Biograph Witukind, „mit welcher Umsicht und Wachsamkeit er alles getan hat, was zum Schutze des Vaterlandes diente." Ruotger aber schreibt: „Der Tag würde nicht ausreichen, wollte man erzählen, wie Heinrich es so weit brachte, daß der schönste und herrlichste Friede dem Reiche erblühte, das er in dem traurigsten Zustand überkam."

[5]) Soeben kommt die Nachricht, daß Lindsey seinem alten Gegner Ku-Klux-Klan erlegen und augenblicklich des Amtes enthoben ist. Die angesehene Wochenschrift The New Republic schreibt dazu: „Richter Lindsey kann ohne Denver auskommen. Er ist eine internationale Berühmtheit — übrigens die einzige dieser Stadt — und kann sich als Schriftsteller und mit Vorträgen ein Tätigkeitsfeld schaffen. Wie aber wird Denver ohne Lindsey fertig werden? Seine Entlassung ist eine Tragödie für Tausende von Kindern."

Und Giesebrecht sagt: „Er vollführte das Große im Stillen, und unter seinen Tugenden ist die Schlichtheit die größte."

Dieser Mann war es, der unser Sachsen in das Licht der Geschichte brachte. Man weiß, wie er Brennabor bezwang, als er seine Eisenreiter über das spiegelnde Eis der Sümpfe hinweg den Ort erobern ließ; wie er dann im Sturme sich wendete, um Daleminzien, das Land an der mittleren Elbe, zu unterwerfen.

Bei Gana, unweit des heutigen Meißen, hatten die Wenden in einem Rundling sich verschanzt. Drei Wochen dauerte die Belagerung. Die Slaven wußten wohl, was ihrer wartete, wenn sie sich ergaben. Sie kämpften verzweifelt, aber ohne Erfolg. Sie wurden überrannt, alle Männer getötet, Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht. Denn niemals erkannten die Deutschen den Slaven ein anderes Recht zu, als Sklaven zu sein. Es war eine grausame Zeit. Furchtbar, wenn man bedenkt, daß selbst dieser König keine andere Kriegführung kannte. Es ist ein Haß ohnegleichen durch Jahrhunderte hindurch großgezogen worden. „Lieber tot, als Slav." Denn so muß man dieses Freiheitswort der Friesen lesen.

Und man hat die Slaven dennoch nicht ausrotten können. Es entstand ein Mischvolk. Und wenn man uns Sachsen nicht nur eine gewisse Geschmeidigkeit nachsagt, sondern auch die Fähigkeit zu vermitteln und Frieden zu stiften durch die Anerkennung des Guten auch am Gegner, wenn zum Beispiel Rade, bei aller Tapferkeit und großartigen Ehrlichkeit, durch die Kunst, Gegensätze zusammenzuschauen, als Sachse sich bewährt, wenn der streitbare Friedrich Naumann im tiefsten Wesen Sachse war und auch Stresemann seine sächsische Abkunft nicht verleugnet, so sind das Gestalten, in einem Lande erwachsen, in dem deutsches und slavisches Blut sich stark befruchtet haben.

929 war es, als König Heinrich, um seinem Vorstoß ins Slavenland Dauer zu verleihen, die Burg Meißen bauen ließ, mit der er zugleich die Elbe beherrschte; der Übergang wurde durch eine Fähre bewerkstelligt. Sachsen blieb lange nur ein Transitland zwischen dem höher entwickelten Thüringen (und Rheinland) und Schlesien. Es galt zuerst die Einwohner zu christianisieren. So wurde die Burg (der Städteerbauer hat ja überhaupt nur größere Burgen geschaffen) zugleich Bischofssitz. Der gewaltige Gero faßte politisch alle Grenzlande nach Osten zusammen. Dann wurden sie in Marken geteilt. Auch Meißen erhielt seinen Markgrafen; neben ihm merkwürdiger Weise noch einen Burggrafen, der unmittelbar kaiserlich war und, als das Markgrafentum bald erblich wurde, den engeren Zusammenhang mit dem Kaiser darstellte, also auch, wenn die Markgrafen einmal auf der Gegenseite standen, des Markgrafen Widerpart wurde. So entstand ein seltsam dreieckiges Verhältnis: der Bischof mit dem Papst, der Burggraf mit dem Kaiser, der Markgraf mit dem Wunsch nach stärkster Hausmacht. Dabei mußte er es sich gefallen lassen, daß er nur durch den gewölbten Gang der Burggrafenburg zu seinem eignen Schlosse gelangen konnte. So liegt ein tieferer Sinn in der alten Rätselfrage:

> Wo ist der Berg, auf dem drei Schlösser stehn
> und nebenher drei Wässer gehn?

Es war wirklich ein Problem. Noch jetzt deuten drei Gebäude darauf hin: das Albrechtsschloß, der Dom und der (nun sogenannte) Burgkeller. Bis 1815 hat der Burggraf, wenn auch nur noch als Schatten, fortgespukt, indem man dem König von Sachsen, wohl aus Gehässigkeit gegen Preußen, auf dem Wiener Kongreß um des längst verschollenen Burggrafentums willen eine Stimme mehr zuerteilte.

Natürlich hat sich das Markgrafentum immer stärker herausgehoben. Aber entscheidend wurde es doch erst, als im 12. Jahrhundert die Wettiner in den Dauerbesitz von Meißen kamen. Sie erst haben aus der slavischen Ansied-

lung am Fuß der Burg eine wirkliche und zwar nun eine deutsche Stadt gemacht. Dem ganzen Lande wurde jetzt erst der Charakter des Deutschtums aufgeprägt. In Scharen strömten Siedler aus Franken, aus den Harzländern, aus Flamland herbei. Zugleich wurde der Silberreichtum des Gebirges entdeckt. Das Bürgertum organisierte sich und schloß sich gegen Ritter und Räuber eng um den Fürsten. Die Elbe wurde überbrückt. Und ein gotischer Dom wurde an Stelle des kleineren romanischen gebaut.

Ich bringe die Blüte der Gotik durchaus mit dem Aufblühen des Bürgerstandes in Zusammenhang. Die eigentliche Bischofsherrlichkeit gehört in die romanische Zeit. Im Kampf mit den Heiden wurden burgähnliche Kirchen errichtet. Ihr Inneres ist ein Himmel auf Erden, durch starke Mauern und Türme von der bösen Welt draußen geschieden. Das Gärtlein inmitten des Kreuzganges ist ein Paradies; die Krypta den Toten geweiht, die in der wahren Seligkeit sind. So hatte auch Meißen, umbrandet von dem heidnischen Slaventum, seinen romanischen Dom. Nun aber wurde größer und prächtiger der gotische Dom gegründet. Waren die Bischofsbauten in diesen Landstädtchen nur mit Hilfe von Sklaven möglich (die Kirche hätte in Germanien die Sklaverei nicht aufgehoben, sondern nur gemildert), so ging nun städtischer Reichtum und Fleiß selbst ans Werk, natürlich unter bischöflicher Patronisierung, aber nicht einfach gezwungen. Man redet immer von der Himmelssehnsucht dieser ragenden Dome. Es steckt aber auch viel flammender Bürgerstolz darin; man denke nur an Bremen, Lübeck, Stralsund, Danzig. Es war in Meißen nicht anders. Die dicken Mauern fallen. Riesige Fenster lassen, ob auch verklärt, das flutende Tageslicht herein. Die Decke ist kein Sternenhimmel mehr. Der Kreuzgang samt Paradiesgarten verschwindet, ebenso die weltfremde Krypta. Und die deutsche Mystik schafft die durchaus nicht rein jenseitige und dörfliche, sondern, ob auch noch so innige, so doch bürgerliche Frömmigkeit. Stephan Lochner, Dürer, Grünewald finden hier ihren Boden. Man muß nur die Gotik nicht mit unserer Zeit, sondern mit der vorhergehenden vergleichen; und muß bedenken, daß das Barock jetzt als ein Neuaufflammen der Gotik verstanden wird. Jedenfalls stand in Meißen Fürstentum, Bürgertum, Handelsgeist und Silberreichtum in engem Zusammenhang, und die Kirche samt Bischof mußte dem dienen.

Es ist viel gestritten worden, ob man in unserer Zeit die Türme wieder bauen dürfte, die 1547, vier Tage nach der Schlacht bei Mühlberg, durch Blitz zerstört wurden, als man eben im Dom wieder über die Evangelischen triumphieren wollte. Der mittelalterliche Stil liegt uns fern. Aber wenn solche Riesentürme gerade den Stolz eines Volkes verraten? Und wenn das Stadtbild nun erst seinen prächtigen Abschluß erhielt? Wer staunend über den Bau der Albrechtsburg und des Domes über die Meißner Brücke geht — es ist einer der stolzesten Blicke Deutschlands — möge selbst entscheiden, ob die Türme schänden. Solche heikle Fragen können nach grauer Theorie nicht entschieden werden.

Als 1539 Sachsen und damit auch Meißen evangelisch wurde, haben sich die 15 Domherren gegen den Umsturz der Dinge energisch gewehrt. Aber schon vorher hatte ihre Wahl in der Hand des Fürsten gelegen (als evangelisches Domkapitel besteht es bis heute fort). Es half auch gar nichts, daß der Bischof im Verein mit Georg dem Bärtigen eben erst 1523 die Heiligsprechung Bennos des Slavenbekehrers durchgesetzt hatte. Luther brach in hellen Zorn aus, als man die angeblichen Gebeine in einem Prunkgrabe des Domes feierlich beisetzte. Und 1539 drangen Bewaffnete in den Dom, um das Grab ebenso feierlich wieder zu zerstören. 1581 hat der letzte Bischof, in Wurzen kümmerlich residierend, auf seine Würde Verzicht geleistet.

Dresden Carl Mensing

Die Fürstenschule St. Afra in Meißen

Ein Willkommengruß zur Tagung des Bundes für Gegenwartchristentum

Wer vom Bahnhof am rechten Ufer der Elbe kommend das mittelalterliche Stadtbild Meißens auf sich wirken läßt, dessen Blick weilt auf dem mächtigen dreigetürmten Dom und auf der den Geist heiterer Lebensfreude atmenden Albrechtsburg ihm zur Seite hoch über den Ziegeldächern, die sich unterhalb des Burgberges dicht zusammenducken; er gleitet hinüber zu dem wie ein guter Großvater im Kreise der Familie thronenden grünbemützten Frauenkirchturm und haftet wohl auch am Kolossaldach der Franziskanerkirche mit ihrem winzigen Glockentürmchen oder an der anmutigen Bettelmannskapelle auf dem Martinsberge — aber die altehrwürdige Gelehrtenschule, die Meißens Ruhm seit 1543 vermehren half, wird er nicht gewahr. Und es ist gut so. Denn die alten Klostergebäude, in denen einst die Jugend zur Gelehrsamkeit erzogen ward, sind in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch ein kastenförmiges, der Landschaft ebensowenig wie der großen Vergangenheit angepaßtes Gebäude ersetzt worden, dessen sich seine Nachbarin, die alte Klosterkirche zu St. Afra, zu schämen scheint.

Aber folgst du mir, lieber Kömmling, hinauf zum Berge, der den schönen Namen Zur Freiheit trägt, weil seine Bewohner einst als Burg- und Domdiener von den städtischen Abgaben frei waren — welch anderes Bild bietet sich da, sobald du das überhohe Portal des Ökonomiehofes dicht vor der Fürstenschule durchschreitest: Der „Pönitenzturm", ein Rest der alten Stadtmauer, und ein Stück des mittelalterlichen Wehrganges schließen den steil ansteigenden Hof nach Westen ab. Die Nordseite begrenzt die mit schönem Erker geschmückte Propstei und das über alten Klosterkellern erbaute Backereigebäude, jetzt von Rosen und Wein umlaubt; vom Turm der Afrakirche an der Südseite klingt die Glocke; auf der Linde inmitten des Hofes flötet die Amsel — Aug' mein Aug', was sinnst du nieder — holde Träume, kehrt ihr wieder? Ist's nicht, als ob man durchs Portal den hochbepackten Frachtwagen mit den Gütern der zinspflichtigen Dörfer herausschwanken sähe — der Schösser steht mit Tafel und Stift zum Empfang bereit, der Pater Kellermeister lehnt am Eingange seines Schattenreiches, die Gaben der Sonne in Empfang zu nehmen. ... Wenige Schritte hinauf, und wir stehen im Helldunkel des Kreuzganges, wo einst die schwarzen Kutten der Chorherren wehten. ...

Den Freunden der Christlichen Welt, welche im Anfang des Oktober das rebenumländete Meißen, seinen Dom und seine Fürstenschule aufsuchen werden, ist für ihre Tagung der Festraum der neuen Schule als Versammlungsstätte zur Verfügung gestellt worden — und so wenig die anderen Räume in ihrer nüchternen Zweckmäßigkeit etwas von der Poesie vergangener Zeiten ahnen lassen — hier wenigstens rauscht uns der Strom ehrwürdigen Lebens. Ein festlich hoher würdig geschmückter Saal nimmt uns auf, und seine Bilder geben für das Mysterienspiel von Faust und Helena den rechten Rahmen. Zwar es ist nicht hellenische Landschaft, geschweige der Palast des Menelaos zu Sparta, der uns als Hintergrund der Bühne ersteht, sondern das hehre Bild der strengen Göttin Wissenschaft, die ihre Fackel in die Nacht des Irrtums und der Dumpfheit leuchten läßt und der jugendfrohen Schar ihrer angehenden Jünger ein ermunterndes Sapere aude! zuruft: Wage es, den steilen Pfad der Wissenschaft zu den lichten Höhen der Wahrheit zu erklimmen! Und als bewährte Zeugen solchen Wagemutes grüßen uns von der gleichen Wand Platons ehrwürdige Greisengestalt und des Aristoteles junge Männlichkeit im Kreise ihrer vom Zauber des Forschens hingenommenen Schüler. An der angrenzenden Längswand sehen wir, wie Cicero, der als Staatsmann nach Römerart wissenschaftliche Bildung dem öffentlichen Leben dienstbar macht, den entlarvten Verschwörer Katilina durch die Macht seiner Rede aus dem Senat stößt. Ein weiteres Bild läßt Karl den Großen vor uns erstehen, wie er einer Klosterschule seinen Besuch abstattet. Das Zeitalter der Renaissance verkörpert eine farbenfrohe Szene: Platons Büste wird am Hofe Lorenzos des Prächtigen festlich bekränzt — O saeculum, o litterae, iuvat vivere! so tönt der Jubelruf der schönheitstrunkenen, wissenschaftsfrohen Gäste. — Luther und Melanchthon zeigen den Freundschaftsbund deutschen Christentums mit der Wissenschaft. Die Bilder der Westwand stellen Szenen aus der afranischen Schulgeschichte dar: Herzog Moritz unterschreibt die Landesordnung von 1543, welche die Verhältnisse der drei Fürstenschulen regelt und zugleich die Grundlage für das staatliche Gelehrtenschulwesen bildet; Rektor Fabricius zeigt dem Kurfürsten August die vollendete Fürstenschule St. Afra. Nehmen wir noch die Wappen der adligen Geschlechter und der Städte hinzu, die Freistellen im Alumnat zu vergeben haben, und werfen wir zum Abschied noch einen Blick auf die Marmorbüsten von Lessing und Gellert, die an der Eingangstür das Andenken der zwei größten Altafraner lebendig erhalten, so haben wir in der Tat in diesem festlichen Raume etwas von dem geheimnisvoll webenden, nicht leicht zu fassenden Geiste der alma mater Afra gespürt: die lapidare Inschrift über dem Ostportal draußen sucht es in den drei bedeutungsschweren Worten Christo Patriae Studiis auszudrücken.

Religion, Staatsgesinnung, wissenschaftlicher Geist sollen in diesen Mauern eine Pflegestätte haben — das war der Wille ihres weitblickenden Stifters Herzog Moritz, als er das Kloster der Chorherren zu St. Afra zu einer Schule umschuf, die dem Staate fromme, im Geiste des wiederentdeckten Evangeliums erzogene

und mit der neuen humanistischen Bildung ausgerüstete Diener heranbilden sollte. Zu diesen Zielen bekennt sich in aller Bescheidenheit auch das heutige Geschlecht trotz des Wandels von nunmehr beinahe vier Jahrhunderten.

Bedarf es noch eines Wortes über den seltsamen Namen, den unsere Schule führt? Fürstenschule wird sie ebenso wie ihre beiden Schwestern Pforta bei Naumburg und St. Augustin in Grimma genannt, weil sie dem ganz persönlichen Entschlusse eines Fürsten ihre Entstehung dankt, Landesschule heißt sie im Unterschied von den Kloster- und Stadtschulen des Mittelalters. Dem ganzen Lande soll sie dienen durch Heranbildung von begabten und willigen Söhnen aller Stände ohne Unterschied von reich und arm. Nach der heiligen Afra ist sie genannt als Nutznießerin und Rechtsnachfolgerin des Klosters der Augustiner Chorherren zu St. Afra. Die Ortsheilige von Augsburg, die nach der Legende auf einer Lechinsel den Feuertod erlitten hat, weil sie heidnischem Opfer sich nicht bequemen mochte, ist wohl durch einen aus Augsburg nach Meißen berufenen Bischof Reginher zur Patronin des Klosters neben dem Dome erwählt worden.

Von den meisten anderen Bildungsanstalten unterscheidet sich unsere Schule durch ihren Internatscharakter und die Tradition der vier Jahrhunderte. Hier wird nicht nur unterrichtet, sondern hier flutet jugendliches Leben im Rhythmus des Schuljahres und in den Ufern einer strengen Zucht, die zum großen Teile Selbstverwaltung ist; manches von dem, was heute als neue pädagogische Weisheit sich gibt, ist bei uns Erbgut. Nicht erst seit Jahrzehnten haben die Lehrer und Erzieher einen erheblichen Teil des Ordnungsdienstes in Haus und Gärten älteren Schülern übertragen; in wöchentlichem Wechsel verrichten Zensoren, Haus-, Zwinger-, Ordnungs-, Schlafsaal-, Turninspektoren und Präzentoren ihr Amt unter der Oberleitung des jeweiligen Hebdomadars, des Lehrers, der gleichfalls wechselweise mit den Alumnen zusammenwohnt. Die 140 Heimschüler verteilen sich auf 10 Wohn- und Arbeitsstuben, 12 Unterrichtszimmer, 14 Eßtische im „Zönakel" und 3 Schlafsäle; wohltuend geregelt ist der Wechsel zwischen Arbeit und Erholung im Freien. In einer eigenen „Schulbank" werden die wirtschaftlichen Belange der Schüler durch besondere Vertrauenspersonen wahrgenommen und so nicht wenige in die Technik der leidigen Geldgeschäfte eingeweiht; im Nutzgarten pflegen viele ihr eigenes Beet, indes auf den Sportplätzen des ausgedehnten Schulparks andere ihre jungen Glieder tummeln. Und wie erst, wenn an den hohen Tagen des Jahres alles sich zum Feste rüstet! Wenn zum Schulfeste die Zelte im Zwinger unter den alten Linden aufgebaut werden, damit hier unter frohem Gesang und bei reichlichem Mahle die Guirlanden und Kränze für den Ehrentag der Alma mater gewunden werden können! Wenn dann am Vorabende eine Riesenguirlande, die „Große Wurst" unter lautem Hallo, das Pfeiferkorps voran, der Kleinste rittlings obendrauf, vor das Hauptportal getragen und mit vieler Mühe und Geduld zu ihrer luftigen Höhe emporgewunden wird! Wie da die ehemaligen Schüler in Menge alljährlich zusammenströmen, um mitzufeiern und alter Zeiten zu gedenken — und vollends der 3. Juli selber, früh 2 Uhr begonnen mit einer Trompetenfanfare auf den Schlafsälen und frischem Ausmarsch zum Götterfelsen, wo beim Sonnenaufgang hoch über dem nebligen Tale feierlicher Choral ertönt und vor dem hochragenden Kreuz, das alter Schüler Pietät errichtete, ein Dankgebet zum Himmel dringt — man muß das als Schüler selbst erlebt haben, um den Zauber eines solchen Festes, in dem Alles, Lehrer, Eltern, alte und gegenwärtige „Afraner" einen gemeinsamen Pulsschlag spürt, ganz zu empfinden. Was ist das doch für ein reiches, buntes, in ernster Arbeit an der Antike wie an deutschem Wesen genährtes Leben junger Menschen, das in Lust und Leid, in Wettstreit und Feier, im Empfangen und Geben vom Ringe eines Jahres umschlossen wird!

Hier hat Friedrich Naumann 1876—79 mit seinem Bruder Johannes die Jahre bis zur Reifeprüfung verlebt, und es wird manchem Teilnehmer unserer Meißner Tagung ein lieber Gedanke sein, daß die Einweihungsfeier unserer Aula zugleich seine und seines Bruders Entlassungsfeier gewesen ist. Wie es damals auf St. Afra ausgesehen hat, das hat uns ja die schwesterlich treue Feder unlängst in diesem Blatte anschaulich genug geschildert (Nr. 5 und 6 d. J.). Von diesem Führer unseres Kreises aber schweift unser Blick zu den beiden größten Altafranern, deren hohe Standbilder den Treppenaufgang am Südportal schmücken: Gellert und Lessing. Das humanistische Bildungsideal, das dem fürstlichen Schöpfer der Schule wie ihrem großen Rektor Fabricius vorschwebte: sapiens atque eloquens pietas, d. i. evangelisches Christentum im Bunde mit gelehrter Bildung und voller Herrschaft über die lateinische Sprache, haben beide, jeder in seiner Weise, nicht nur erfüllt, sondern überboten, sofern beide auch Meister der deutschen Sprache und Künder deutschen Wesens geworden sind — der eine groß durch den Gottesdienst seiner Lieder und seiner sittlichen Unterweisung, der andere ein Kämpfer für die Freiheit der Forschung auch auf dem Gebiete der Religion, mit dem Ziele, ihr Wesen immer reiner herauszustellen. Dem Geiste dieser Afraner fühlen sich, denke ich, auch die Freunde der Christlichen Welt und die im Zeichen des Gegenwartchristentums sich sammeln, verwandt, und so mögen denn diese Zeilen allen, die sich zur Fahrt rüsten, auch als ein Gruß gelten: Willkommen auf St. Afra im Zeichen Gellerts und Lessings!

Meißen, St. Afra Johannes Höhne

Bücher und Schriften

Das Neue Testament. Von Oskar Holtzmann. Gießen, Töpelmann 1926. 2 Bände. 27, geb. 33 M.

Mit seiner zweibändigen Auslegung des NT wendet sich der Herr Verfasser vornehmlich an Pfarrer, Religionslehrer und gebildete Laien, die ihren griechischen Text lesen und daneben eine knappe und zweckdienliche Auslegung haben wollen. Die Übersetzung gründet sich auf den Nestleschen Text. Auf eine knappe Einleitung über die Schriften des NT von 36 Seiten folgt die Auslegung der synoptischen Evangelien (in der Reihenfolge Mk., Matth., Luk.) und der Apostelgeschichte. Der Text der drei ersten Evangelien hebt in drei Schriftarten das gemeinsame Gut, das Gut der Redequelle und die Sonderstücke voneinander ab, so daß der Leser die Quellenschichten augenfällig vor sich hat. Der zweite Band bringt die Auslegung der Paulusbriefe, der katholischen Briefe sowie der Offenbarung und des Evangeliums Johannes. Eine Durcharbeitung des ganzen Werkes in dieser Reihenfolge soll die drei Höhepunkte des Urchristentums: Jesus, Paulus, Johannes eindringlich vor Augen führen.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, daß dieses Werk praktisch angelegt ist. Zwischen den wissenschaftlichen Kommentaren und den populären, auf den Urtext verzichtenden Auslegungen nimmt es eine mittlere Stellung ein. Es hat den Nachteil solcher Mittelstellung, insofern es für streng wissenschaftliche Arbeit nicht ausreicht; denn es bringt in der Exegese nicht die verschiedenen möglichen Deutungen, die dem wissenschaftlich arbeitenden Menschen einen Eindruck von der Schwierigkeit der Sache geben, es verzichtet auch auf oft recht nützliche, weil die zeitgeschichtliche Situation verdeutlichende Parallelen aus der Umwelt. Man erfährt nur des Verfassers Meinung, die er in einem Vorwort zu einzelnen wichtigen Punkten noch besonders formuliert hat. Es ist klar, daß man mit dieser Meinung — ich denke z. B. an die geschichtliche Wertung von Apostelgeschichte 1—5, an die südgalatische Hypothese, an die Verfasserfrage bei 2. Thessalonicher u. a. — nicht immer übereinstimmt. Auf der anderen Seite hat das Werk vor anderen praktischen Auslegungen den Vorzug größerer Wissenschaftlichkeit, den größerer Einfachheit, Klarheit und Geschlossenheit des Eindrucks vor ausführlicheren Kommentaren.

Vor einigen Jahren klagte mir ein angesehener höherer Geistlicher, daß die großen Kommentare mit ihrer verwirrenden, aber für die Praxis meist wenig ergiebigen Stoffmenge „Beinhäuser der Exegese" seien. Wer in dieser Not steckt, aus Zeitmangel jene Werke nicht studieren zu können, und doch von einer Deutung des Urtextes nicht absehen will bei seiner praktischen Arbeit, der mag sich getrost einem Manne anvertrauen, welcher sich durch jahrzehntelange praktische Arbeit am NT das Anrecht auf Anleitung anderer erworben hat. Erich Fascher

Geschichte der urchristlichen Literatur: I. Evangelien und Apokalypsen, II. Apostolisches und Nachapostolisches. Von Professor D. Dr. Martin Dibelius. Sammlung Göschen Nr. 934/5. 1926. 116 und 108 S. je 1.50 M.

Die Entstehung des Neuen Testaments. Von Professor D. Dr. Carl Clemen. Sammlung Göschen Nr. 285, 2. Auflage 1926. 151 S. je 1.50 M.

Der Verfasser des erstgenannten Werkes sagt auf der ersten Seite, daß der Literaturhistoriker des Urchristentums zu zeigen habe, wie es zur schriftlichen Betätigung der ersten Christen gekommen ist, und in welcher Weise diese Schriften die Eigenart ihrer Verfasser sowie die Bedingtheit der Abfassungsverhältnisse widerspiegeln. Jedoch die beiden letzten Punkte, welche in jeder „Einleitung" behandelt sind und vielfach zu abschließenden oder doch weithin anerkannten Ergebnissen geführt haben, sind nicht das Charakteristische dieser zwei Bändchen. Was hinsichtlich der Verfasserschaft und der Abfassungszeit über die einzelnen Schriften gesagt wird, deckt sich meist mit den Ergebnissen moderner Einleitungen. Hier hat der Verfasser, wie es bei einer populären Darstellung notwendig ist, Bekanntes mit vorsichtigem Urteil vorgetragen und Manches kurz behandelt, weil sein Augenmerk auf eine andere Frage konzentriert ist, nämlich „die Formwerdung des Christentums nach der literarischen Seite".

Diese — aus der 1919 erschienenen „Formgeschichte des Evangeliums" schon bekannte — Absicht des Verfassers, sowie der weite Titel „Literaturgeschichte" zeigen schon, daß er keine „Einleitung" im herkömmlichen Sinne bieten will, sondern den Rahmen viel weiter spannt. Ihm geht es nicht um „kanonisch" oder „apokryph". „Um das Wesen der Form aus ihren Abwandlungen kennen zu lernen", ist es „grundsätzlich gleichgültig, ob diese Abwandlungen einen wertvolleren oder minderwertigeren Typus darstellen", auch einerlei, ob die Schriften dem Sektierertum oder der Großkirche angehören (S. 12). C. Clemens „Entstehung des Neuen Testaments" (s. u.) wird ausdrücklich als Ergänzung genannt (S. 13).

Wir dürfen nach dieser Einstellung eine andere Stoffanordnung als die in den Einleitungen übliche erwarten, und sie wird in der Tat geboten, wenn auch die Haupteinteilung in erzählende Schriften und Briefe beibehalten ist und jede dieser Gruppen einen Band erhält. Unter dem Titel „Evangelium" behandelt der Verfasser die Ausdrucksformen der Verkündigung Jesu und Geschichten über Jesus, schildert den Prozeß der Sammlung und charakterisiert — unter Beibehaltung der sogenannten Zweiquellen-

theorie — die schriftstellerische Eigenart der drei ersten Evangelienschreiber. Besonders fesselnd ist der Abschnitt über die „wilde" Überlieferung und die apokryphen Evangelien, weil wir hier an Hand von Papyrusworten und späteren Legenden die Tradition sich wandeln und wachsen sehen. In der johanneischen Frage entscheidet Dibelius sich für Annahme zweier Gestalten namens Johannes, und sieht in Johannes dem „Alten" den Führer eines Kreises, aus dem die johanneischen Schriften hervorgingen.

Der zweite Teil des ersten Bändchens ist den Apokalypsen gewidmet. Nach einer Klarstellung des Verhältnisses von Apokalyptik und Prophetie wird die Geschichte der Gattung von Mark. 13 an geschildert. Die apokalyptischen Stücke der Evangelien gehören mit der Offenbarung des Johannes und dem Hirten des Hermas zusammen: an diesem Beispiel erkennt man die Neuordnung des literarischen Materials nach formgeschichtlichem Prinzip.

Noch deutlicher wird das im zweiten Bändchen. Echte Briefe des Paulus, die Ignatianen und Polykarp stehen zusammen, wobei für Paulus das Durchschimmern mündlicher Rede charakteristisch ist. Es folgen dann „Abhandlungen brieflicher Art" (Epheser, 1. Petrus, 1. Clemens), „Abhandlungen mit einheitlichem Thema" (Hebräer, Barnabas), „Predigten" (2. Clemens), „Traktate für bestimmte Situationen" (Judas, 2. Petrus, 1. Joh.).

Eine besondere Gruppe bilden die Mahnungen ethischer und kirchenrechtlicher Art, die zerfallen in Paränese (in Gestalt von „Haustafeln" und „Lehre von den zwei Wegen"; ausführliche Paränesen sind die Mandata des Hermas und der Jakobusbrief) und Kirchenordnungen (Pastoralbriefe und Apostellehre). Hier sieht man deutlich, wie kanonische und nichtkanonische Schriften, ganze Bücher und einzelne Partien aus solchen nach Formprinzipien zusammengeordnet sind. Ein Abschnitt „Kultisches" behandelt Gebete und Lieder, ein letzter die Apostelgeschichten in ihren verschiedenen Fassungen. —

Ganz anders ist C. Clemen's, in zweiter Auflage erschienene „Entstehung des NT" aufgebaut. Ein kurzer Abschnitt über die mündliche Überlieferung wird zwar vorausgeschickt, Verfasser versichert aber (S. 12), daß es ihm auf formgeschichtliche Betrachtungsweise nicht ankomme, da es sich hier um „Entstehung der Schriften des NT" handele. Dann muß natürlich eine Anordnung nach dem Zeitpunkt der literarischen Fixierung erfolgen. Die Briefe des Paulus stehen voran, dann geht es in der Reihenfolge: Synoptiker und Apostelgeschichte, Hebräer, 1. Petrus, Epheser, Offenbarung Johannes, Evangelium Johannes und Briefe, 1. 2. Tim., Titus, Jakobus, Judas, 2. Petrus. Die Darstellung ist lebendig, klar und übersichtlich, man findet vorsichtig formulierte Hypothesen, und wenn man hin und wieder anderer Ansicht ist (z. B. hinsichtlich der südgalatischen Hypothese, die Verfasser mit viel Scharfsinn vertritt S. 17 f.; Ähnliches gilt vom Schluß des Römerbriefs und dem Zwischenbrief nach Korinth), so wirkt die vorsichtige Vertretung einer Meinung als möglich sehr angenehm, insofern gerade dem Laien deutlich zum Bewußtsein gebracht wird, wie vieles hier unsicher ist und immer bleiben wird.

Diejenigen interessierten Menschen, denen diese Bücher in erster Linie zugedacht sind, sollten Dibelius und Clemens nebeneinander lesen; ein Vergleich von Dibelius I, S. 40 ff. und Clemen S. 50 ff. z. B. würde ihnen zeigen, wie sich notwendig aus verschiedener Einstellung verschiedene Anschauungen ergeben, ohne daß hier eine glatte Entscheidung für die eine oder andere Einstellung als allein richtig möglich wäre. Jedenfalls erwecke diese Skizze in vielen Lesern das Verlangen, sich durch diese Schriften anregen und belehren zu lassen. Erich Fascher

ΠΡΟΦΗΤΗΣ. (Prophetes = der Prophet.) Eine sprach- und religionsgeschichtliche Untersuchung von Lic. Erich Fascher. Gießen, Töpelmann 1926. 228 S. 10, geb. 12 M.

Der Verfasser sucht in weitausholender Untersuchung die Geschichte des Begriffes prophetes zu verfolgen. Kap. 1 behandelt das ältere griechische Schrifttum, Kap. 2 weist prophetes als Übersetzung eines ägyptischen Priestertitels nach; die folgenden Kapitel führen uns in das AT (die Septuaginta), das spätere jüdische Schrifttum, das NT und seine hellenistische Umwelt, den Schluß macht eine Übersicht über den Sprachgebrauch der Apologeten und älteren Kirchenväter. Eine Fülle wertvollen Materials, das uns die Geschichte des Wortes und Begriffes, zum Teil auch der Sache, des Prophetismus, vor Augen führt, ist in dieser fleißigen Untersuchung zusammengestellt worden. Freilich zeigt die Arbeit auch deutlich die Grenze der sprach- und religionsgeschichtlichen Fragestellung; der Ausleger des NTs wird sich fragen, ob es nötig ist, die Geschichte des Begriffes bis Homer und Pindar usw. zurückzuverfolgen, um den Sprachgebrauch des Urchristentums richtig zu erfassen. Auf der anderen Seite ist die religionsgeschichtliche Beleuchtung, wie der Verfasser in seinem Vorwort selbst zugibt, nicht umfassend genug; die Anschauung des NTs und der Kirchenväter über die alt- und neutestamentliche Prophetie z. B. kann in ihrer vollen Bedeutung nur erfaßt werden, wenn die allgemeinere Frage nach dem Inhalt und den Trägern der Offenbarung (natürlich im Sinn der neutestamentlichen und altkirchlichen Schriftsteller) geklärt ist; erst so läßt sich wirklich ermessen, welche Funktion im religiösen Leben jener Zeit dem Propheten wirklich zukam. Insofern weist die Arbeit trotz der wertvollen Sammlung des sprachgeschichtlichen Materials auf eine Reihe weiterer Fragen hin, die noch der Beantwortung harren.

Wilhelm Mundle

Der mißverstandene Nazarener. Ein Buch der Nachfolge. Von Willi Dünwald. München, Georg Müller 1927. 242 S. 4, geb. 6 M.

Der Essayist, der schon mehrfach religiöse Themen behandelte, legt hier 24 feingeschliffene und kenntnisreiche Essays zur Kirchengeschichte vor. Es ist außerordentlich fesselnd, einem Nichttheologen zu folgen, wie er an den großen Gestalten der Kirchengeschichte nachweist, wie der „Nazarener", dem er kein eigenes Kapitel widmet, in seinem Wesen mißverstanden wurde, ein Franz, Eckehart und Savonarola zu ihm zurückfinden, Andere von ihm weg. Theologisch wäre sehr viel dazu zu sagen, auch über die fast fehlende Behandlung der Reformatoren. Aber ohne eine vorherige grundsätzliche Verständigung über Jesus würde das alles in der Luft hängen. Wenn man Jesus als „milde lächelnd zu allem und seligpreisend" bezeichnet, so ist das zum mindesten sehr einseitig. Aber gerade Theologen sollten das Buch lesen, um aus der oft hermetischen Abgeschlossenheit der Theologie heraus zu sehen, wie sich das, womit sie sich tagtäglich oft handwerksmäßig beschäftigen, im Geiste von Künstlern, Philosophen und — Essayisten spiegelt. Man kann daraus sehr viel zur entscheidenden Frage unserer Zeit lernen. An kleineren Ausstellungen sei gefragt, ob die Wortform „der Nachfolger Petris" (S. 107) nur ein Druckfehler ist. Hans Hartmann

Die Neugeburt des Christentums. Von Reinhard Liebe. 2. Auflage 1926. Freiburg i. S., Verlag E. Mauckisch. 294 S. 6, geb. 7.20 M.

Das Buch, „Den Lebendigen" gewidmet, ist an dieser Stelle bei seinem ersten Erscheinen, kurz nach dem Kriege, eingehend gewürdigt worden. Es hat damals infolge seines ungemein frischen, manchmal ans Saloppe streifenden Stils und wegen seiner weitausholenden Berücksichtigung aller modernen Bewegungen, Erkenntnisse, Stimmungen und Gefühle vielfach Beachtung gefunden. Dann kam eine Reihe von Jahren kritischer Besinnung, es wurde unter Führung von Barth und Gogarten wieder „Theologie" getrieben. Nun wird das neue Erscheinen gerade dieses Buches ein Prüfstein sein, ob man sich den großen, kühnen Zusammenfassungen, aus einem Guß und in einem Wurf, wieder mehr nähert oder ob man die „Zwischenzeit" der notwendigen theologischen Arbeit für noch nicht abgeschlossen hält.

Bei einem solchen Buche hat der Kritiker nicht das Recht, einseitig nur von sich aus zu sehen und zu urteilen. Darum sei versucht, nach einer sonst verfänglichen pluralistischen Methode vorzugehen und das Buch von mehreren Perspektiven zu beleuchten. Man hat Leese's „Prinzipienlehre 1912" einen Husarenritt durch die heutige Theologie genannt. Liebes Buch ist ein Husarenritt durch alle Probleme des Denkens und des Seins, der Theologie und der Philosophie. Darin liegt seine Stärke und seine Schwäche. Wer das lebendig pulsierende Wesen unserer Zeit „erleben" will, wer glaubt, das Denken der Gegenwart in gut gewählte und beziehungsreiche Schlagworte fassen zu können, wer dabei zwanglos eine Unmenge einzelner Erkenntnisse und wissenschaftlicher Forschungen (ob immer Forschungs-Ergebnisse, bleibt sehr dahingestellt) aufnehmen will, der greife zu diesem Buche. Er wird in seltener Spannung gehalten und wie aus einem erfrischenden Bade herauskommen. Das Buch ist typisch das, was man „anregend" nennt und es verrät typisch das, was wir alle unter guter Gesinnung verstehen.

Aber es gibt nun freilich auch eine andere Perspektive. Das Buch ist voll blendender Begriffs- und Wortneubildungen, angefangen von der „Echtreligion" über den „Atomzerfall der Weltanschauungen" bis zu den „ichhaften Menschen als wahre Nachfolger Christi" oder gar zu dem Satze: „Es ist nichts anderes als gottferner Unverstand, wenn man dem ewigen Weltengott die Zügel aus der Hand nimmt und sie dem verewigten (!) Nazarener in die Finger drückt." (?!) All diese Blender werden den an ernster theologischer Arbeit Geschulten nicht darüber hinwegtäuschen, daß die eigentliche Arbeit fehlt. Im Strome des Denkens müssen sich die Begriffe bilden, hier aber kommen sie fertig irgendwoher und bezeichnen irgend etwas. Die feinen Verwurzelungen der Unterschiede, die zum dialektischen Denken führen, sind unspürbar. Es ist Al-Fresco-Malerei, während die wahre Theologie Filigran-Arbeit zu leisten hat. Und es ist nicht von ungefähr, daß Gogarten (auch Hirsch) überhaupt nicht genannt ist, Barth nur, um soeben mit einer Handbewegung umgestoßen zu werden. Das Resultat über die „dialektische Theologie" steht gleich fest und ist sehr einfach: „Sie sucht einen Weg zwischen Pietismus und Liberalismus hindurch, der aber ebensowenig zum Ziele führen kann." Die wenigen Sätze auf 3/4 Seiten, die dann in dem Buche über die Neugeburt (!) des Christentums noch folgen, sind wirklich alles andere als eine Auseinandersetzung.

So mag man das Gesamturteil verstehen: Das Buch, ebenso wie die ganze „Neugeburt des Christentums" ist etwas für religiös interessierte und gebildete Laien. Ob die „Lebendigen" unter ihnen nicht besser täten, zu den Quellen, also in diesem Falle zu den „Theologen" selbst zu greifen? Ich möchte diese Frage mit Ja beantworten. Sie werden dann etwas von der wirklichen Neugeburt erfahren. Hans Hartmann

Die Kirchen und der Friede. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Stellung zum Völkerbund. Von Adolf Keller. Berlin, Furche-Verlag 1927. 94 S. 1.50 M.

Der — neben Söderblom und Siegmund-Schultze — bekannteste Vorkämpfer kirchlicher Einheit ergreift hier das Wort. Schon das verleiht dem Buche Wert. Ausgezeichnet versteht es Adolf Keller, eine Fülle von Material so auszubreiten, daß es historisch-instruktive und zugleich als Aufruf in der Situation der Gegenwart wirkt. Seine selbständigen Darlegungen sind milde in der Form, klar und tapfer im Inhalt, alles auch Aufruf, den wir brauchen. Den schweren, verschlungenen Fragen geht er theologisch nicht nach, wie etwa die „Theologie der Krisis" und andere, und so darf man zusammenfassen, daß die Schrift das Ideal einer Darstellung der allmählich wachsenden Bereitschaft der Kirchen zur Friedensidee und Friedenstat ist, und zwar eine Darstellung, die aus dem Werden der Dinge heraus von selbst zum Anruf und Aufruf führt. Vielleicht dürfte doch manchmal die ganze innere und äußere Schwierigkeit der Lage noch mehr betont werden.

Für eine zweite Auflage wäre ein Register (Namen und Sachen), auch wenn es mehrere Seiten beansprucht, dringend erwünscht. Man will doch oft einen bestimmten Namen oder eine bestimmte Resolution schnell finden können.

Hans Hartmann

Theologie und reine Lehre. Von Lic. Otto Piper. Tübingen, J. C. B. Mohr 1926. 55 S. 1.80 M.

Piper hatte in einer Schrift „Weltliches Christentum" (Tübingen, Mohr 1924) von guter Beobachtung der Gegenwart (z. B. der Jugendbewegung) aus die heutige religiöse Lage in neue Beleuchtung gerückt, grundsätzliche Erörterungen anschließend. Das vorliegende Heft zeigt eine dort noch kaum angedeutete prinzipielle Denkweise.

Der ältere Protestantismus verwarf die Unfehlbarkeit der Kirchen und behauptete die Unfehlbarkeit der Bibel; der neuere gab auch diese preis; im römischen Katholizismus ist die Unfehlbarkeit der Kirche, der Tradition vor die der Bibel getreten; doch haben der Bibelkritik der Modernisten gegenüber die letzten Päpste die Unfehlbarkeit auch der Bibel betont. Piper vertritt eine vierte Möglichkeit: ihm ist die Bibel nicht unfehlbar (der Schöpfungsbericht ungeschichtlich, der Umfang des Kanons heute noch veränderlich), dagegen glaubt er in einer Weise, die bei einem kritischen Theologen überraschen muß (denn kritische Theologie kam im Gegensatz zur Kirche auf), an die Kirche und ihre Unfehlbarkeit; nur durch die Kirche findet er Glaubensgewißheit und Heilsgewißheit. Da Piper aber weiß, daß der Glaube immer ein Wagnis ist, so fragt man, ob er wirklich einer auf Erden befindlichen Größe wie der Kirche als Garantie des Heils bedarf; überdies gilt ihm als unfehlbar keine der einzelnen sichtbaren Kirchen, sondern die hinter ihnen stehende Einheit christlichen Geistes. So ist auch die von ihm angenommene unveränderliche Substanz der kirchlichen Lehre wesentlich Postulat, um nicht zu sagen: Konstruktion. Auch solch eingeschränktem Glauben an Unfehlbarkeit der Kirche gegenüber erhebt sich die Frage: War in den Beschlüssen von Chalcedon der Geist Jesu wirksam? Bisweilen aber setzt Piper derb katholisch die Kirche, der er den Besitz der Wahrheit zutraut, mit der Kirche gleich, „die uns Gehalt zahlt, in der wir Kirchensteuern zahlen und zu Synoden wählen". Und die Behauptung, nach Lehre unserer Bekenntnisse sei die empirische Kirche die Gemeinschaft der Heiligen, die immer Bestand haben wird, verliert an Ungeschichtlichkeit dadurch nicht, daß Piper sie einleitet mit den Worten: „Wir sind nüchtern geworden." Solcher Betonung der Autorität der sichtbaren Kirche entspricht dann ein katholisierender Glaubensbegriff. Zwar soll ein Theologe, der eine kirchliche Lehre unter keinen Umständen als wahr anerkennen kann, sie auch nach Piper nicht lehren; aber es heißt wenige Zeilen vorher: „Der Theologe muß bereit sein, Lehrpunkte zur reinen Lehre hinzuzurechnen, von denen er keine religiöse Erfahrung hat." So findet sich auch sonst eine Reihe katholischer Gedanken; im Glauben werden psychologisch verständlicher Glaube und „Wesensglaube" unterschieden, eine psychologisch nicht erfaßbare Qualität des Menschen; das steht in geradem Gegensatz zu der Art, wie die Reformatoren bei allem Supranaturalismus den Glauben doch psychologisch klar erörtert haben.

Bei manchen guten Bemerkungen im Einzelnen ist somit die Schrift als Ganzes ein Beweis dafür, wie das heute starke Verlangen nach Gemeinschaft und Autorität einen lutherischen Theologen, der nicht katholisch sein, sondern einen Mittelweg zwischen Katholizismus und Protestantismus suchen will, doch in Gefahr bringt, die Selbständigkeit des gewissenhaften Nachdenkens preiszugeben, die dem Protestanten unveräußerlich ist. Eine rein nach den Maßstäben der Wissenschaft geübte Religionsforschung wäre für Piper eben nicht Theologie. Theologie ist ihm kirchlich gebunden, ihr Subjekt die Kirche, nicht der Einzelne. Ein Lehrgericht über nicht rechtgläubige Theologen einzusetzen, erscheint Piper nicht als an sich unrecht — habe die Kirche die Schlüsselgewalt, so müsse sie auch die Lehrgewalt haben —, sondern nur deshalb als unmöglich, weil fast nirgends wirkliche Orthodoxie ist. Von den kirchenpolitischen Folgerungen, die er für unsere theologischen Fakultäten zieht, sei hier nicht weiter die Rede. Offenbar ist: die Spannung, die zwischen seinen kritischen Erkenntnissen und der Richtung seines Empfindens besteht, führt ihn in viele Widersprüche hinein. Wer die Autorität der Kirche so stark betont, der scheint in die Kirche der Autorität gehen zu müssen; ich wünschte freilich, der Wille zur Wahrheit hülfe ihm, den romantischen Gehorsam zu überwinden, den er einer so gar nicht vorhandenen Gemeinschaft darbringt.

Hermann Mulert

Der Sinn freier Theologie. Von Walter Gut. Züricher Antrittsvorlesung. Zürich-Leipzig, Orell Füßli 1925. 24 S. 1.80 Franks.

Der Vortrag sucht in allgemeinverständlicher Sprache die unaufhebbare, aber spannungsreiche Verbundenheit von Glauben und Theologie darzustellen. Der Sinn „freier" Theologie liegt nicht in einem bestimmten liberalen Inhalt, sondern in der methodischen Kraft, in Anerkennung der nie auflösbaren Spannung zwischen christlichem Glauben und theologischer Formulierung beständig sich selbst in Frage zu stellen. Werner de Boor

Gott lebt und wirkt. Von Gott und Gottesglauben. Von Constantin Ritter. Stuttgart-Gablenberg, Christoph Steffen 1926. 31 S. 80 Pfg.

Der Anlaß des Vortrags ist bemerkenswert. Der Verfasser hörte bei zufälliger Anwesenheit in Stuttgart einen Vortrag des bekannten Führers der Freidenkerbewegung Professor Hartwig aus Brünn und entschloß sich, da niemand Anderes es tat, von sich aus einen Gegenvortrag zu veranstalten. Er wurde dabei von der Überzeugung geleitet, daß es heute Pflicht jedes wissenschaftlich Geschulten ist, sich an der öffentlichen Diskussion brennender Weltanschauungsfragen zu beteiligen und allem leichtfertigen Gerede entgegenzutreten.

Der Vortrag selbst geht inhaltlich auf die Gedankengänge zurück, die im deutschen Realismus des 18. Jahrhunderts (Herder, Goethe) lebendig waren, dann aber durch den übermächtigen Einfluß Kants fast völlig abgeschnitten wurden. Daher polemisiert Ritter gegen Kant und die an Kant orientierten Theologen und führt seinerseits (als Philosoph!) den Gottesbeweis aus der Natur und den geistigen Mächten der Geschichte.

Werner de Boor

Religiosität oder Glaube. Eine Einführung in Sören Kierkegaard. Von Anna Paulsen, Lic. theol. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1926. 19 S. 80 Pfg.

Dieser kurze Vortrag (gehalten auf der Tagung des Verbandes evang. Religionslehrerinnen 1925 in Marburg) ist eine knappe, klare Darstellung der Kierkegaardschen Gedanken. Als solche ist er wohl geeignet zur ersten Orientierung über die komplizierten Zusammenhänge des Kierkegaardschen Lebenswerkes, zumal da Kierkegaard im großen und ganzen wohlwollend behandelt wird. Freilich daß er nicht „den Glauben hatte, bei Regine zu bleiben", nimmt ihm die Verfasserin doch etwas übel und sieht sich veranlaßt, an seinem Begriff der Erlösung zu mäkeln. Die ernst genommene „Geschichtlichkeit" der Erlösung hätte das Augenmerk auch auf die „Wirkung" lenken müssen, die in der Gemeinde, vor allem aber in einem „positiven Verhältnis" zur Ehe und allen übrigen „Lebensinhalten" gesehen wird.

Leider kommt es aber Kierkegaard nur auf das positive Verhältnis des Menschen zu Gott an, und von da aus ist der Verfasserin doch wohl entgegenzuhalten, daß der Dank für das Leiden in der Welt und die Anbetung (vgl. S. 18) die höchste Möglichkeit ist, die das Erlöste im Verhältnis zur Welt vor Gott hat. Weiß doch auch Luther, daß gegenüber dem „großen Ernst Gottes" in der Welt, „wo man hinkommt, der Teufel daheim sei", ebenso wie er davon redet, daß, „wenns zum Treffen geht", „ich allein und verlassen stehen muß, und Niemand es mit mir hält". (E. A. 33, 368. 372.) Der „Weg zur Gemeinde" wird danach wohl kaum im Gegensatz zu dieser „Romantik" Kierkegaards und Luthers zu suchen sein. Martin Stallmann

---

Philosophie, ihr Wesen, ihre Grundprobleme, ihre Literatur. Von Hans Richert. 4. Auflage. Leipzig, Teubner 1925. 129 S. Geb. 2 M.

Dies schon bewährte Buch sucht nach einer kurzen Besinnung auf das Wesen der Philosophie die philosophischen Grundprobleme im Bereich der Erkenntnis, Metaphysik, Ästhetik und Ethik dem Anfänger nahe zu bringen. Die systematisch geordnete Darstellung geht überall auf die geschichtlichen Problemfassungen zurück und gibt dadurch sowie durch ein ausführliches und gutes Literaturverzeichnis die Anregung zum selbständigen Weiterstudium.

Hinrich Knittermeyer

Schicksal und Erlösung. Der Weg von Eros zu Agape. Von Robert Saitschick. Darmstadt, Ernst Hofmann 1927. 241 S. 4, geb. 5.60 M.

Die Frage nach dem Verhältnis von Idealismus und Christentum findet hier einen Beitrag zu ihrer Lösung. Saitschick untersucht große Dichtungen auf ihren Gehalt an Lebenssinn und Weltanschauung. Die tiefsten Dramen von Shakespeare, den Faust und eine Reihe von Richard Wagners Schöpfungen rechnet er zu den wahren Kunstwerken, in denen Ewiges durch das Zeitliche hindurchscheint. So öffnet er mit der Hand des wahlverwandten Kenners die Tiefe jener Dichtungen, die einen Durchblick frei gibt in die Tiefe des Lebens und der Welt. Und diese Tiefe heißt: Tragik. Immer neu erscheint dieser Untergrund in jeder Dichtung: bald als der Widerspruch des Überzeitlichen zu aller Vergänglichkeit, bald als das Widereinanderstoßen menschlicher Wünsche, bald

als das Ringen des ohnmächtigen Willens mit den Notwendigkeiten der Welt, bald in anderen Gestaltungen. Im Gegensatz zu den Verstandes- und Wunschnaturen der mittleren Sphäre und den ganz den unteren Mächten des Bösen verfallenen Gestalten liegt Größe über alle jenen tragischen Helden der Dichtung. Erlösung kann nur kommen aus dem Glauben an eine höhere, reinere Welt, die den Zwiespalt beseitigt, wenn sie in Einfalt und ungebrochener Zuversicht aufgenommen wird, im Gegensatz zu dem Klügeln und Zweifeln der Verstandesmenschen. Und wenn Eros zu den Urhebern jener Tragik gehört, so die Agape zu den erlösenden Mächten. — Es bedarf keines Wortes, welche Bereicherung des Denkens hier für Alle gegeben ist, die selber Lebenssinn suchen oder Anderen suchen helfen sollen.

Friedrich Niebergall

Die Visionen des Suchenden. Ein Buch für alle guten Deutschen, alle guten Europäer, alle guten Menschen. Von Paul Th. Hoffmann. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1927. 251 S. Geb. 6 M.

Spreche ich von einem „guten Deutschen", so ist das moralisch Gute wohl mitgedacht, aber der Ton liegt doch auf der Anhänglichkeit an ein Volkstum. Der „gute Europäer" ist als Neubildung an den landsmännischen Begriff angelehnt. Dieser Begriff möchte einen Erdteil überspannen. Dehnt sich's nun weiter in den Raum hinein? Nennt man den „Menschen" „gut" in dem gleichen Sinne genossenschaftlichen Zusammenhaltens? Ich meine, hier wird das Moralische auf einmal gewichtig, wir stehen unversehens ganz im sittlichen Bewußtsein, und für die Idee der Menschheit ist deren geographischer Begriff nur eine empirische Bedingung. Ist ihr geschichtlicher mehr? Bedeutet das Fortschreiten in der Zeit Wesentlicheres als die Erweiterung im Raume? Findet denn überhaupt ein Fortschreiten statt, oder handelt es sich nur um ein Weiterwandern? Paul Th. Hoffmann antwortet zuversichtlich: „Das Wirken der Heiligen war kein Vergebliches. Indem sie den Weg zur Vollkommenheit gingen, teilten sie der Welt etwas von ihrem Vollkommenheitsstreben mit. Die Welt ward durch sie nicht erlöst, wohl aber ward sie durch ihr Beispiel leise, sehr leise, sehr langsam besser. So leise, so langsam, wie sie Ewigkeiten wandeln wird. Aber ihr Glück ist dieses Leise, Feine, das Bessere" (45).

Als „Heilige" reden zu dem „Suchenden" Religionsstifter, Weltweise und Dichter und auch Gestalten gläubiger Dichtung des Ostens und des Westens über die Jahrtausende hin. Sie reichen sich die Hände, sie verstehen einander. Jeder von den Heiligen ahnt die ganze Wahrheit, erläutert und verkündet sie nach einer besonderen Seite. Zeitliche Folge und Folgerung aus überzeitigen Gedanken sind in Eins versponnen, Begegnungen geschehen zwischendurch überraschend und doch wie herbeigerufen. Der Suchende trifft die Heiligen jeden in seiner eigentümlichen Landschaft. Die Landschaft wandelt und löst sich zur Vision, die Vision schließt sich zum Sinnbild. Dabei bleibt die Einheit des Stils gewahrt, und dieser Stil leiht uralten Texten neue Beredsamkeit. Hoffmann wagt sich weit hinein in die Tiefen und Widersprüche der Natur und hoch hinauf in die Regionen der Sehnsucht des Geistes; er versteigt sich nicht, weder abwärts noch aufwärts. Die Sprache ist reich und rein, das Gedrungene darin bedrängt nicht. Das Buch ist strömend geschrieben, es verlangt flutend aufnehmende Gemüter. Es antwortet Ängsten und Hoffnungen der Gegenwart. Erlebtes Schicksal und bewölkte Zukunft haben uns die Gemeinbürgschaft des Menschengeschlechts und damit die Frage nach unserer Bestimmung wieder nahe gebracht. The Pilgrim's Progress gelangt durch Kampf und Not zum Neuen Jerusalem, und der Pilger findet Gleichgesinnte auf seinen Wegen. Wer Zuversicht mitteilt ohne Selbstbetäubung, soll uns willkommen sein.

Robert A Fritzsche

Nähe. Aufzeichnungen und Gesichte. Von Albert Talhoff. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1927. 43 S. 3 M.

Talhoffs Aufzeichnungen vermitteln zwischen Lyrik und Epigramm. Der Gedanke fängt innere wie äußere Erscheinung auf, aber er erfaßt sie nicht gänzlich, er schont das Freie an ihr. Während nun das dem sprachlichen Ausdruck Zugängliche scharf hervortritt, überschweben Lichter das Gebiet jenseits der Grenzlinie, wir gewahren eine Richtung und einen Weg, und wir sehen jetzt das Nahe mit anderen Augen; die Grenze sperrt nicht, sie leitet. Der Ausdruck also beharrt streng im Bestimmten: alles Weitere bleibt der Ahnung des Lesers anvertraut.

Talhoff vermißt sich nicht übermenschlicher Einsicht. „Genie" gilt ihm als „dienende Erhabenheit" (30), Kunst als „Güte" (26). Zwischen mir und der Natur, zwischen mir und dir, zwischen mir und meinem Volk waltet die Sprache. Wer mittels ihrer in solcher Prosa so viel zu sagen vermag, der weiß auch Bescheid über „die Bannung des Geistes durch das Wort" (1) aus der „Erinnerung an das Sein noch vor dem Sturz" (14). — Die Äußerungen zur Musik und zur bildenden Kunst lassen uns der noch keuschen Romantik gedenken, wie sie in Novalis' Aphorismen sich vorträgt: Farben und Töne werden ausgetauscht; das geschieht zur wechselseitigen Erläuterung. Auch die Kunst ist ja nie endgültiger Ausdruck, vielmehr „Ausdrucksbedrängnis" (25). — Das Herabneigen der Mutter zum Aufblick des Kindes, so tief es hineinführt in die Beziehungen des abgelösten und des gebundenen Ich, es wird dennoch nicht zum Marienkult verdinglicht. — Die Passion endlich ist verschlungen in das Zunehmen durch Abnahme, in das Wachstum durch das Leid der reifenden Seele.

In diesem reichhaltigen schmalen Bändchen spüren wir durch Zwiespalt und Wirrnis unseres Zeitalters hindurch die Kraft einer Zartheit, die einigt und klärt. Robert A Fritzsche

Expressionismus und Religion. Gezeigt an der neuesten deutschen expressionistischen Lyrik. Von Wilhelm Knevels. Tübingen, J. C. B. Mohr 1927. 40 S. 1.50 M.

Wilhelm Klemms Bitte: „O Herr, vereinfache meine Worte, laß Kürze mein Geheimnis sein", ein expressionistisches Wort gegen die Überbetonung der Nebendinge und des Nebensächlichen im Naturalismus und Impressionismus, ist von Knevels in seiner Studie erfüllt worden. Das Ergebnis seiner Untersuchung faßt er dahin zusammen: Der Expressionismus ist „präreligiös, zur Religion neigend, auf die Religion vorbereitend und zur Religion hinführend". An einem Leitfaden, der aber keiner Einkapselung oder logisch schematischen Zerteilung des Expressionismus die Hand bietet, zeigt er, daß diese Kunst um Geistiges ringt, um von der Beherrschung durch das Stoffliche loszukommen, den Menschen will und nicht das Ding; Gefolgschaft, nicht Genuß; Wesen, nicht Beiwerk; Bewegtheit, nicht Ruhe; Zusammengehörigkeit, nicht Vereinzelung; Menschheitseinigung, nicht Völkerfeindschaft. In diesem Wollen, das Knevels an ausgesuchten Beispielen aufzeigt und erläutert, erblickt er das Präreligiöse der geistigen Struktur und seelischen Haltung des Expressionismus. Präreligiös ist der Expressionismus deshalb, weil er durch das Sinnliche hindurch auf ein Hintersinnliches stößt, weil die Hand des Künstlers nach dem faßt, was hinter den Tatsachen steht. Das verleiht der expressionistischen Kunst religiöse Farbe und Klang. Das Hintersinnliche soll in ihr das Sinnliche beherrschen, soll dem Menschen und seinem Leben Ziel und Sinn geben. Die Normierung der Gegenständlichkeit durch ein Nichtgegenständliches wird gefordert. Ferner steht im Expressionismus der seelische Ausdruck im Vordergrund. Das unterscheidet ihn von dem ihm vorhergegangenen Naturalismus und Impressionismus. Auch diese beiden Formen künstlerischen Gestaltens sind Ausdruckskunst; wären sie das nicht, hätten sie mit der Kunst nichts mehr zu tun. Aber ihr Ausdrucksverlangen weist nicht über das Irdische hinaus. Die Kunst wird zu reiner Wissenschaft. Die Besonderheit des Ausdrucksverlangens trennt den Expressionismus vom Naturalismus und Impressionismus.

Der Expressionismus bleibt aber nach Knevels im Vorhof der Religion. In ihm ist „Sehnsucht, nicht Erfüllung". Er hat das Geistige als Ziel und gelangt nicht zum Wissen um das Geistige. An Unsterblichkeit und Auferstehung können sie nicht glauben. Sie suchen vergeblich die Seele, vergeblich den Himmel, vergeblich Gott. „Sie wissen nicht einmal seinen Namen". Und trotzdem gilt von ihnen: „Es ist nicht alles gottlos, was gottlos erscheint." Als die Wirkungen sich nicht einstellten, die diese Künstler hervorrufen wollten, als wir nicht zur Gemeinschaft, nicht zum Völkerfrieden, nicht zur Menschheitseinigung gelangten, als die Kraft, die über den Menschen steht, sich nicht im „Tag des Menschen" verwirklichte, wie sie es erhofften, da hörten sie auf zu reden und zu schaffen. Diese Verzweifelung, dieses Insichzusammensacken verrät, daß sie die Hintersinnlichkeit nicht erfaßten, nicht die menschliche Existenz in ihr gründeten. Sie blieben Flatterflügel.

Bedeutsam ist es, daß Knevels Ansätze aufzeigt, wo das Präreligiöse ins Religiöse übergeht. Er stellt fest, daß bei den meisten expressionistischen Lyrikern solche Ansätze zu finden sind. Es ist die „verborgene" Religion, die in ihnen wirkt, die sie von Gott nicht loskommen läßt.

Der Wert dieser Schrift liegt einmal darin, daß sie eine erstmalige Zusammenstellung und Durchleuchtung charakteristischer und für die Religion bedeutsamer expressionistischer Gedichte gibt; ferner darin, daß sie unserer Zeit einen doppelten Dienst leistet: den Frommen, die dem geistig Revolutionären gegenüber nur Ablehnung haben, die nur Abfall wittern, wo die punktuelle Eindeutigkeit ihrer geistigen Struktur nicht vorhanden ist, zeigt sie, daß der Expressionismus eine für die Religion wichtige Größe ist; und sie sagt denen, die im Suchen allein schon die Erfüllung wähnen, daß sie so aus der Tragik nicht herauskommen. Das leidenschaftliche Suchen ist noch nicht die Reife.

Vielleicht unternimmt es Knevels jetzt, der Frage nach der Struktur- und Inhaltsgemeinsamkeit des Expresionistischen und des Eschatologischen nachzugehen. Eine dankenswerte, weil klärend wirkende Aufgabe. Theodor Odenwald

Norwegische Literatur. Von Harald Beyer. Jedermanns Bücherei. Breslau, Ferdinand Hirt 1927. 107 S. Geb. 3.50 M.

Die nordische Litratur lenkt von Neuem unser Interesse auf sich. Nach den internationalen Berühmtheiten Björnson, Ibsen, Strindberg, Kierkegaard — von Andern zu schweigen — ist es nach dem Krieg vor Allem Norwegen, das von sich reden macht, durch Kinck, Bojer und die Undset. Da sich die CW mit allen dreien, zum Teil in längeren Ausführungen, beschäftigt hat, ist ein Hinweis auf diese Literaturgeschichte hier gerechtfertigt.

Das Büchlein führt uns in großem Zug durch die gesamte Literaturgeschichte Norwegens: Wikingerzeit mit Edda und Skaldendichtung, Geschlechts- und Königssaga, langsame Christianisierung des Landes, christliche Dichtung, Volkspoesie, dann der durch die Reformation hervorgerufene Verfall, neues Erwachen (Holberg) im 18. Jahrhundert, besonders aber der jähe Aufstieg im 19. mit Wergeland, Welhaven, Björnson, Ibsen, Realismus

Reaktion, und schließlich die Jüngsten Hamsun, Kinck (1926 gestorben), Bojer, Undset usw.

Die hauptsächlichen Dichter sind genannt und kurz, aber treffend skizziert, wenn auch die Wikingerzeit, von der wir in Deutschland verhältnismäßig noch am meisten wissen, zu Gunsten modernerer Literatur mehr hätte zurückgedrängt werden können. Vielleicht holt der Verfasser in einer modernen Literaturgeschichte dies nach? Seine ausgedehnte Sachkunde, treffende Terminologie und Klarheit setzen ihn dazu wohl in Stand.

Auch der besonderen Note des Landes ist gedacht: politischer und kultureller Freiheitskampf, Sprachverwirrung (ein Thema, das sich neuerdings Kinck angelegen sein läßt), Pangermanismus und seine Gegner, Kirche und Volkstum, Poetokratie (Wergeland, Björnson und Ibsen), wie auch der spezifische Charakter des Landes klar heraustritt mit folgenden Worten: „Die norwegische Literatur ist reich an Gegensätzen. Fast überall kämpft ein individualistischer Drang mit einem sozialen, die Interessen der einzelnen Täler mit denen des Landes, das Prinzip der Zersetzung mit dem der Einigung. In wenigen Literaturen tritt wohl auch der ewige Gegensatz von Rationalismus und Mystizismus so klar an den Tag. Einerseits das Gefühl der weiten Horizonte, anderseits die Beklemmung der engen Täler und das angstvolle Rauschen der tiefen Wälder". Immerhin ist diese Gespaltenheit wie auch das Streben nach ihrer Überwindung durch die „Persönlichkeit" keineswegs auf Norwegen zu beschränken, wenn es auch in älterer Zeit mit Vinje, in jüngster mit Kincks „Herman Ek" und Bojers „Mann mit den Masken" einen besonderen Beitrag dazu geliefert hat, sondern findet sich sowohl bei Kierkegaard wie Strindberg.

Zeittafel, Literatur, Namenverzeichnis und viele Porträts erleichtern die Orientierung. Hans Schimmelpfeng

---

Capital Punishment in the twentieth century. By E. Roy Calvert. London and New-York, G. P. Putnam's Sons 1927. 104 S.

Das Schicksal der zwei wegen Mordes in Amerika zum Tode verurteilten Italiener, Sacco und Vanzetti, bewegt die ganze Welt, nicht nur die Kommunisten; der unheimliche Gedanke, es könnten zwei Unschuldige hingerichtet worden sein, läßt die Menschheit schaudern. Als vor wenigen Jahren in England ein kaum Achtzehnjähriger wegen Mordes hingerichtet wurde, obwohl er offenbar das Opfer einer Verführerin war, erregte sich nahezu ganz England. Die Frage der Todesstrafe kommt nicht zur Ruhe — und sie wird nicht zur Ruhe kommen, bis dies Überbleibsel veralteter Anschauungen beseitigt ist. Auffallend ist, daß wir in Deutschland uns weniger durch sie bewegen lassen als andere Völker, obwohl wir Grund genug dazu hätten, da jetzt der Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs sie beibehält, während sie in Deutsch-Österreich schon 1919 abgeschafft wurde. Vielleicht glauben wirklich Viele, die Todesstrafe sei ein gutes Mittel, die Menschen seelisch stark zu erhalten, und wir Deutsche hätten das besonders nötig.

Da kann uns die neue kleine englische Schrift manches sagen. Sie spricht nicht sentimental, sondern nüchtern und verstandesmäßig gegen die Todesstrafe und beruft sich dabei auf viele neue englische und amerikanische Schriften, die das lebhafte Interesse der Angelsachsen an der Frage dartun. In Nordamerika sind jetzt nur acht Staaten ohne Todesstrafe, vierzig kennen sie noch, und davon haben vier sie nach dem Krieg wieder eingeführt. In England wollte die Labour-Regierung sie beseitigen, aber sie hatte keinen Erfolg. Doch ist die Todesstrafe längst auf den Aussterbeetat gesetzt. Europa hat auf sie verzichtet in den Niederlanden seit 1870, tatsächlich seit 1860, in Norwegen seit 1902, tatsächlich seit 1875, in Österreich seit 1919, in Portugal seit 1867, in Rumänien seit 1864, in Schweden seit 1921, im Schweizer Bund und in 15 Kantonen in Montenegro seit 1909 und in San Marino seit 1865; Belgien hat sie seit 1864 nur einmal im Kriege vollzogen, Dänemark seit 1892 nicht mehr, Finnland seit 1826 einmal unter Kriegsrecht; die Entwürfe in Dänemark, Finnland, Lettland, der Schweiz, Tschechoslowakei und Ungarn kennen sie nicht mehr. Italien lebte ganz gut ohne Todesstrafe seit 1889 (letzte Hinrichtung 1877); jetzt glaubte der Faszismus sie für gewisse Hochverratsfälle im November 1926 wieder für fünf Jahre einführen zu sollen!

Die Schrift von Calvert führt Zahlen an, die deutlich ergeben, daß in den Ländern ohne Todesstrafe die Tötungsfälle nicht zunahmen. Sie nehmen überhaupt ab, und Niemand kann dartun, daß die Todesstrafe daran Anteil habe. Das Argument, daß ohne sie viel mehr Mordtaten vorkämen, ist unbelegbar; genau ebenso hat man bei jeder Einschränkung der früher ja viel häufiger gedrohten Todesstrafe gerufen — und doch hat die Einschränkung niemals die Verhältnisse verschlechtert! Die Schrift zeigt, daß die Gesellschaft ohne dies Mittel auskommen kann. Ja, ihr Bestehen fälscht oft die Urteile, da die Richter sie scheuen, besonders die Geschworenen. Und es ist bekannt, daß nur ein Bruchteil der ausgesprochenen Urteile vollstreckt wird, z. B. in Deutschland 1923 von 77 nur 15, 1924 von 112 nur 23, 1925 von 95 nur 22. Kann man da von einer „sicheren" Justiz noch reden? Kann sie dann noch wirklich „abschrecken"? Ohne Todesstrafe ist die Rechtsprechung viel gleichmäßiger und richtiger, da sich kein Richter dann scheut, den Fall entsprechend seiner inneren Beschaffenheit zu beurteilen. Die abschreckende Wirkung ist aber allerhöchst problematisch; denn die meisten Mordfälle sind aus Leidenschaft geboren; oder der Täter glaubt sicher, daß er nicht entdeckt werde; oder die Täter sind vielfach nicht voll normal. Die genaue Durchforschung aller Mordfälle in dieser Richtung erscheint uns als erste Notwendigkeit, wenn der Gesetzgeber die Todesstrafe beibehalten will; statt dessen sagt die deutsche Begründung sehr lakonisch: trotz aller Einwände halte sie die Zeit zur Abschaffung noch nicht (!) für gekommen. „Angesichts der infolge des langen Krieges eingetretenen allgemeinen Verrohung, angesichts der noch fortdauernden Zunahme von Mordtaten grauenerregender Art erscheint es nicht möglich, auf das in der Todesstrafe zweifellos (!) liegende starke Abschreckungsmittel zu verzichten." Das ist alles! Und davon ist jeder Satz haltlos. Der „allgemeinen Verrohung" kann nicht durch die Todesstrafe begegnet werden; das muß sich doch der Einfachste sagen; und der Beweis der Abschreckung ist nun längst widerlegt. Die grauenvollen Mordtaten sind allermeist Taten abnormer Menschen oder abnormer Verhältnisse.

Die Schrift weist noch sehr gut auf den schwerschädigenden Einfluß des Vollzugs der Todesstrafe auf die anderen Insassen des Gefängnisses und auf die Beamten hin, dann auf die sensationslüsterne, rohe Menge, auf Kinder, auf die schuldlosen Angehörigen des Täters, ferner auf die Justizirrtümer, von denen wir leider in den letzten Jahren in Deutschland eine Reihe bei schweren Zuchthausstrafen zu verzeichnen haben. Sehr richtig werden die Motive der Mordtaten genannt, die gar nicht selten in unseren sozialen Verhältnissen wurzeln. Und sehr gut wird dann auch die ethische Seite besprochen; für sie gibt es keine Beweise; aber wenn die Todesstrafe gerecht ist, warum wird überall der Henker verachtet? warum gibt es Talion nur bei Mord? ist denn die Talion sittlich begründet? — Statt der Todesstrafe ist die lange Freiheitsstrafe nach aller Erfahrung nicht nur ausreichend, sondern besser; hier kann der Täter noch etwas nützen; er ist äußerst selten gefährlich. Und die Reform des Strafwesens kann nie wahre Fortschritte machen, solange wir die Todesstrafe haben, die ohne jede Verbindung mit den übrigen Strafen steht. Ich fürchte, daß wir Deutsche uns wieder einmal bei einem so wichtigen und so unabwendbaren Fortschritt von England den Rang ablaufen lassen! Wolfgang Mittermaier

---

Wöchentliche Chronik

In Prag tagte vom 4.—8. September der Weltkongreß für christliche Freiheit und religiösen Fortschritt. Er beschloß folgende Resolution: „Wir Mitglieder des Kongresses usw., die wir von der Kraft und der Innerlichkeit der religiösen Gemeinschaft in der Atmosphäre der Freiheit einen tiefen Eindruck gewonnen haben, richten den Aufruf an Männer und Frauen in jedem Lande, Glaubensfreiheit zu wahren in allen Fragen des Gewissens und des Bekenntnisses. Christliche Einigkeit ist in der modernen Welt nicht möglich auf Grundlage der Unterdrückung aufrichtigen Glaubens oder unter dem Zwange einer äußerlichen Autorität. Aber die Verbundenheit der Menschen in Liebe und Gutsein ist tiefer und wichtiger als die Trennung in Dogma und Ritus. Auf diesem Grunde bauen wir Mitglieder des Kongresses unsere Gemeinschaft nicht auf die Annahme von Dogmen, sondern auf ein gemeinsames religiöses Streben mit dem Ziele, starke Persönlichkeiten zu schaffen und damit eine bessere Welt herbeizuführen. Die Welt von heute braucht mehr denn je Aufblick und die Kraft von lebendiger Religion. Diese ist aber nur möglich, wenn die Menschen aufrichtig sind in ihrem Denken und den Problemen des modernen Lebens ins Angesicht schauen. Freiheit ist die Bedingung nicht nur für wahrhaftiges Denken, sondern auch für ein edles Leben. Die ganze Menschheit muß frei gemacht werden von Vorurteilen und muß sich hüten vor toter Überlieferung, wenn dem Bedürfnis und der Not unserer Zeit wirklich entsprochen werden soll. Aber der Gewinn ist die Erfassung der Wahrheit, größere Freude im Leben und eine engere Gemeinschaft mit Gott." — Zum Vorsitzenden wurde der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten Taft gewählt, von Deutschen in den Vorstand wiedergewählt Frau D. Carola Barth und an Stelle des zurückgetretenen D. Rade neu D. Otto-Marburg.

Die deutschen evangelischen Gemeinden in Kairo und im Haag haben sich dem Deutschen evangelischen Kirchenbund angeschlossen.

An der Berliner Universität hat sich als Frucht einer Reise mehrerer junger Akademiker zur Weltkonferenz für praktisches Christentum in Stockholm ein „Arbeitskreis jung-kirchlicher Studierender" gebildet, der die Studenten zur positiven Mitarbeit in ihren Mutterkirchen gewinnen will. EPD

An der Pädagogischen Akademie in Elbing ist ein Studentenheim im Werden, dessen rechtlicher Träger die Kreissynode in Elbing ist.

Die Bischofskonferenz in Fulda hat über das Konkordat eine Erklärung veröffentlicht, in der es heißt: „Die von gewisser Seite aufgestellte Forderung, der Staat solle die einschlägigen Angelegenheiten selbständig durch Staatsgesetz regeln, beruht auf einer irrigen Voraussetzung. Die von Christus dem Herrn gegründete Kirche leitet ihre Befugnisse unmittelbar von Christus und nicht von der Autorität des Staates ab. Staatliche und kirchliche Autorität sind jede auf ihrem Gebiete selbständig.

Daraus folgt von selbst, daß in Angelegenheiten, die gemeinsamer Natur sind und die Rechts- und Aufgabengebiete beider Autoritäten berühren, die Verhältnisse durch Vereinbarung beider geordnet werden müssen. Solche Neuordnung ist nach der tiefgreifenden Umgestaltung von Verhältnissen des öffentlichen Lebens, die im letzten Jahrzehnt eingetreten ist, notwendig geworden. Für die katholische Kirche ist zur Neuordnung nicht der einzelne Bischof, auch nicht die Bischofskonferenz zuständig, sondern der Apostolische Stuhl, da nach katholischer Glaubenslehre der Jurisdiktionsprimat des Römischen Papstes als Nachfolger Petri, auf Christi Einsetzung beruhend, die Leitung der Gesamtkirche umfaßt, während dem einzelnen Bischofe nur die Hirtengewalt in der einzelnen Diözese übertragen ist, um in ihr nach des Apostels Wort ‚die Kirche Gottes zu regieren' in Unterordnung unter die höchste kirchliche Autorität."

Die von 650 Abgeordneten aus allen Teilen Deutschlands beschickte 26. Tagung des Bundes deutscher Baptistengemeinden in Berlin hat einmütig den Reichsschulgesetzentwurf abgelehnt und eine entsprechende Resolution an den Reichstag beschlossen. VB 202

Der Hauptvorstand der Evangelischen Frauenhilfe in Deutschland hat gegen die Hochschraubung der Anforderungen in der gegenwärtigen Mädchenbildung protestiert. VB

Der Verbandstag der mecklenburgischen Haus- und Grundbesitzer hat den Oberkirchenrat ersucht, die Agitation für die Bodenreform durch die Geistlichen zu verbieten. Die bisherige Haltung der Kirche habe in weiten Kreisen des mecklenburgischen Hausbesitzes ernste Gewissenskonflikte hervorgerufen und drohe zu einer Entfremdung von Kirche und Hausbesitz zu führen.

Der Vorstand des Deutschen Ärzte- und Volksbundes für Sexual- und Gesellschaftsethik (Vorsitzender Prof. Abderhalden in Halle) wendet sich in einer Entschließung gegen die Auswüchse der Nacktkulturbewegung und weist darauf hin, „daß man hygienische Körperkultur in ausreichender und durchaus zweckentsprechender Weise betreiben kann ohne die vollständige Entblößung des Körpers. Wir müssen klar zum Ausdruck bringen, daß das Schamgefühl in seiner natürlichen und berechtigten Form — also nicht etwa die unnatürliche Prüderie — unbedingt gewahrt und geachtet werden muß; denn wir erblicken in diesem Gefühl die Selbstachtung der Persönlichkeit. Es zerstören, heißt sittliche Grundlagen der Persönlichkeit vernichten."

Die von der Anthroposophischen Gesellschaft unter Führung Rudolf Steiners begründete Gesellschaft „Der kommende Tag", Aktiengesellschaft, zur Förderung wirtschaftlicher und geistiger Werte, die auf der Grundlage der Dreigliederung des sozialen Organismus in Politik, Kultur und Wirtschaft die Keimzelle eines neuen nach antroposophischen Grundsätzen zu organisierenden Wirtschaftslebens sein sollte, hat im Reichsanzeiger ihre Liquidationsbilanz veröffentlicht. EPD

Wie die „Rote Fahne" mitteilt, haben sich die Großberliner Organisationen der Reichsarbeitsgemeinschaft der freigeistigen Verbände mit anderen Organisationen zum „Kampfbund gegen Kulturreaktion" (gemeint ist das Reichsschulgesetz) zusammengeschlossen. Rb 204

Der norwegische Reichstag hat mit 55 gegen 48 Stimmen beschlossen, die Frage des Schächtverbots nicht weiter zu verhandeln. CVZ Juli 1927

Vor dem Abflug des Ozeanflugzeugs St. Raphael von Upavon wurde von dem Erzbischof von Cardiff unter dem Flügel des Aeroplans ein Gottesdienst gehalten. Der Erzbischof versprach, für den glücklichen Ausgang des Fluges zu beten. VB 209

Die Flieger in Spanien haben den Heiligen Elias, die Stenographen St. Geneſt, die Schlittschuhläufer St. Ludwine und die Kraftfahrer St. Christophorus von der Kirche als Patron erhalten.

In Spanien ist eine Frau zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden, weil sie erklärt hatte, die Jungfrau Maria habe nach ihrem Erstgeborenen noch mehrere Kinder gehabt. Das spanische Reichsgericht hat das Urteil bestätigt.

Japan soll zum ersten Male einen japanischen Bischof erhalten. Der dafür ausersehene Dr. Kiyunosuka Hayasaka soll am 30. Oktober vom Papst in St. Peter persönlich geweiht werden. VB 201

Von Personen. Habilitiert: Lic. Hermann Schlingensiegen für Praktische Theologie in Bonn. Lehrauftrag: Studienrat Dr. Kurt Körber in Wiesbaden für evangelische Religionswissenschaft an der simultanen Pädagogischen Akademie in Frankfurt a. M. Angenommen: Professor Dr. Wilhelm Hauer von Marburg in Tübingen. Promoviert: Unitätsdirektor Theophil Marx in Herrnhut zum D. von Halle. Gestorben: Oberdomprediger D. Paul Conrad, Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin; D. Moritz Lauterburg, Professor der Praktischen Theologie in Bern; Kardinalerzbischof Enrico Reigy Casanova in Toledo, Primas von Spanien. E St

Verschiedenes

Ein Gruß aus Südwestafrika. Aus Windhuk ging uns die Julinummer der „Heimat" zu, des „Deutschen evangelischen Gemeindeblatts für das gesamte Gebiet des Deutschen Kirchenbundes Süd- und Südwest-Afrikas". Die Pfarrer Ebers und Schünemann in Windhuk geben es heraus. Adresse des Letzteren: Postfach 233. — Gedicht, Andacht usw. Darnach vier Spalten kirchliche Nachrichten aus der Transvaalsynode und aus der Südwestsynode. Nachrichten von der Mission. Wie sieht's in Deutschland aus? Eine nachdenkliche Geschichte. Sechs Spalten Anzeigen. — Wir haben uns dieses Grußes herzlich gefreut. Die Rubrik „Wie sieht es in Deutschland aus?" ist freilich eine sehr schwierige. Je kürzer sie gehalten sein soll (eine Spalte nur), desto einseitiger mag sie ausfallen. Und das darf gerade bei einem solchen Kirchenblatt nicht sein, das zwischen der Heimat dort und der Heimat hier die Beziehungen fest und lebendig erhalten will. R

Zur Auseinandersetzung mit Professor D. Heiler Nr. 15 Sp. 706

Herr Professor Heiler hat bereits auf Sp. 734 seinen Widerspruch gegen meine Verwertung einer Stelle seines Buches angemeldet. Als Ergebnis freundschaftlicher Aussprache in Lausanne gebe ich das Folgende:

Heiler legt Wert darauf, daß der Zusammenhang, in dem seine Ausführungen auftreten, beachtet werde. Er hält anglokatholischen Kritikern der Tatsache, daß am 23. 8. 25 in der Engelbrektskyrka in Stockholm Anglikaner und Nonkonformisten zusammen zum Abendmahl gingen, entgegen: „Gewiß ist es heilige Pflicht aller katholisch denkenden Christen, das katholische Glaubenserbe unversehrt zu bewahren; aber es ist in gleicher Weise ihre Pflicht, in universeller Liebe jene Brüder zu umfassen, welche die Einheit der Kirche Christi suchen. Wenn Jesus, wie es in einem Kommuniongebet der griechischen Kirche heißt, die sündige Hure, die ihm nahte, aufgenommen hat, dann dürfen wir von seinem Tische nicht jene zurückweisen, die aufrichtig an ihn glauben und ihn lieben, auch wenn sie noch nicht zur katholischen Wertung des eucharistischen Mysteriums, d. h. zum Glauben an die Realpräzenz Christi vorgedrungen sind." Zu der dann angeführten Stelle (306) betont Heiler: die Gültigkeit von Sakrament und Priesterstand auf Grund apostolischer Sukzession gelte nur im Blick auf die Interkommunion mit den Kirchen, die sie zur Bedingung machten; die innerkirchliche Gültigkeit unseres Sakraments und kirchlichen Amtes habe sein Wortlaut nicht angefochten.

Beide Stellen habe ich nicht anders verstanden. Meine nur angedeutete, aus dem Zusammenhang verständliche Kritik richtet sich gegen die Gedankenlinie, auf der sich beide Argumentationen bewegen. Mein Aufsatz gipfelt in dem Versuch des Nachweises, daß die Heilersche hochkirchliche Erweckung in Gesetzlichkeit münde. Das erste Zitat belegt das so, daß Heiler, weit entfernt, die anglokatholische Gesetzlichkeit grundsätzlich durch die Darbietung gesetzesfreier evangelischer Anschauung zu überwinden, selber — in Liebe — zu ihr herabsteige, indem er einen — von hier aus gesehen, schönen — Ausweg zeige. Die andere Anführung stammt aus dem gleichen Anstoß, daß — gewiß auch um der Liebe willen — den innerhalb des Rahmens der Landeskirchen, den sie so doch sprengen müßten, vielleicht ohne es zu wollen noch zu wissen, nach Abendmahlsgemeinschaft mit „Katholiken" verlangenden Kreisen ein gleichfalls anfechtbarer Weg gezeigt und dieser gar mit den Weihen zu Freimaurergraden gleichgesetzt werde. Mein Vorwurf gegen Heiler ist in beiden Fällen der gleiche: Wer zum Evangelium durchgedrungen ist, und das ist der Heiler des ‚Gebets' und des ‚Katholizismus', hat die heilige Aufgabe, den schwachen Brüdern den Weg aus dem Gefängnis der Gesetzlichkeit zu zeigen. Begibt er sich aber — und sei es aus Liebe — zu ihnen in eben dies Gefängnis, um dort mit ihnen über einen Ausweg Rates zu pflegen, dann versäumt er den Dienst der Liebe, zu dem ihn seine eigene Einsicht verpflichtet; dann bringt er ihnen eben das nicht, was nur ein gesetzesfreier Evangelischer ihnen bringen kann, weil eigene Gedankengänge es ihnen nie zeigen können. Und auf diesen Dienst der Liebe, das ist meine letzte Überzeugung, haben sie, im eigenen, wohlverstandenen, wenngleich selber nicht erkannten Interesse einen heiligen Anspruch. Es lag hier für Heiler eine Evangelisationsaufgabe vor, die er nicht ergriffen hat.

Soweit freilich die Kürze meines Referats aber in der scheinbaren Nebeneinanderstellung unserer Kirchen mit der „Hure" bei solchen, die Heilers eigene Ausführungen nicht in Erinnerung haben, aufreizend gegen den Autor wirken konnte, war sie mißverständlich, um so mehr, als es sich in der Tat hier um einen Punkt von erster Wichtigkeit handelt. Peter Katz

Meißen. Es begegnete uns Jemand, der sich wunderte, daß wir an dieser Stelle nicht mehr nach Meißen einladen. Das Inserat genüge nicht. Daran ist unsre Zuversicht schuld: wer kann, kommt. Wenn die letzten Versammlungen weniger gut besucht waren, so lag das an den lokalen Enttäuschungen. Die werden wir diesmal nicht haben. Und die Getreuen aus der Ferne lassen uns nicht im Stich. Albert Schweitzer werden wir allerdings kaum unter uns haben. Über den Ersatz verhandeln wir noch. Und hier noch ein Wort über Etwas, das an Meißen mit das Berühmteste ist, ein Nachwort noch zu den obigen einführenden Artikeln:

Meißner Porzellan

Allen Besuchern der Meißner Tagung bietet sich Gelegenheit, in der staatlichen Porzellanfabrik den interessanten Prozeß, den ein Porzellankunstwerk durchmacht, kennen zu lernen oder wenigstens die überaus prächtige Schauhalle der Fabrik (sie ist unvergleichlich schön) zu besichtigen, wobei man sich auch das tägliche Gebrauchsporzellan mit zeigen lassen muß.

Die Erfindung des Porzellans ist, wenn auch nicht mystisch-religiös, so doch kultur-historisch lehrreich. Die Töpferkunst ist die älteste der Erde, von Frauen zuerst geübt, deren Naturell also wirklich, nach Faust II, mit der Kunst verwandt ist. Der Ursprung der Kunst, Schmuck und Topfgebrauch beim Kochen, dürfte ganz auf die Frau zurückgehen und auf die alte Zeit der Mutterschaftskultur.

Aber alle Töpferware (irdene, Steingut, Majolika usw.) blieb eben einfache gebrannte Erde, ob auch später schön bemalt, geziert und mit Glasur überzogen. Berührt man die Bruchstelle einer irdenen Ware mit der Zunge, so haftet diese; die Bruchstelle ist porös. Bei Porzellan nicht. Dieses ist ein kristallinisches Gebilde. Die Chinesen haben es im ersten Jahrtausend nach Christus erfunden. Durch die Kreuzzüge, stärker dann in der Renaissance kam es zu uns. Es nachzuahmen wurde heißes Verlangen. Denn Porzellan galt an Wert dem Edelstein gleich, auch im Preise.

1709 gelang der Versuch zum ersten Male vollkommen. August der Starke brauchte viel Geld. Goldmacher und Edelsteinmacher waren ihm willkommen. Er hörte, daß ein solcher, der Apothekerlehrling Böttger, 1682 in Schleiz geboren, vor den zugreifenden Händen des Preußenkönigs aus Berlin nach Wittenberg geflohen sei. Also nahm ihn nun der Sachsenkönig fest, internierte ihn in Dresden auf der Jungfernbastei (jetzt Belvedere), zuweilen noch sicherer auf dem Königstein, und wollte Gold. Walter von Tschirnhausen, ein kundiger und unternehmender Mann, aber über die bloße Goldmacherei doch schon hinaus und bestrebt, ein großes Fabrikwesen in Sachsen voranzubringen, nahm sich Böttgers an. Mit Zustimmung des Königs ging man auf die Keramik los.

Tschirnhausen hatte Riesenbrennspiegel geschaffen zur schnellen Einschmelzung aller möglichen Erden. Das ist sein Hauptverdienst an der Sache. Er ermöglichte das Experiment. Böttger aber war es, der nun tausend Versuche anstellte. Denn kristallinisch konnte die Erde nur im Schmelzprozeß werden. Aber damit erreichte man zunächst nur schönere Glasuren. Nun machte man sich an das rote (und braune) Chinaporzellan. Man entdeckte, daß es entsteht, wenn man eine möglichst nicht schmelzende Tonerde mit einer leichtschmelzenden zu einer homogenen Masse verbindet (so daß beim Brennen die geschmolzene Masse überall in die feinsten Poren der porösen, nicht geschmolzenen Masse eindringt). Damit hatte man freilich zunächst nur ein besonders gutes Steinzeug. Denn auch dieses ist, in strengem Unterschied von Steingut, schon kaum mehr porös (Bruchstelle haftet nicht an der Zunge); aber die neue Masse war doch sehr schön in der Farbe und so homogen, daß man sie schleifen und polieren konnte (unmöglich bei allen irdenen Gegenständen). Dadurch erhielt sie die erwünschte Edelsteinsähnlichkeit — Edelstein aus bloßer, billiger Erde! August des Starken Herz hüpfte.

Man ging aber in den Versuchen weiter. Böttger ist sowohl ein genialer als zäher Mensch gewesen, und nicht nur Alchimist und Lüdrian, wie man oft behauptete. Man fand die feine weiße Karlintonmasse, welche kaum mehr schmilzt, aber etwa mit dem leicht fließenden Kalkspat zusammen einen prachtvollen homogenen Stoff bildet, der, gebrannt, nun auf einmal (so kristallinisch!) durchscheint und klingt. Denn damit erst hat man, nun auch über alles Steinzeug hinaus, das kostbare Porzellan, durchscheinend und klingend! In der Schauhalle kann man eine Reihe von Kirchenglocken aus Porzellan sehen; eine Meißner Kirche will wohl ein solches Glockenspiel sich anschaffen.

In den wichtigsten Jahren der Erfindung war man von Dresden nach Meißen übergesiedelt. In Gemächer der Albrechtsburg — von Albrecht dem Beherzten um 1500 erbaut, ausklingende Gotik in glücklichster Vermählung mit aufkommender Renaissance; nach 1870 prachtvoll erneuert — wurden Brennöfen eingebaut, leider zu klein; auch war der starke August einer jener Unternehmer, die allen neuen Ideen entgegenflackern, aber große Summen nicht riskieren wollen. Auch Böttger ist leider kein Kaufmann, nur ein hochbedeutender Erfinder gewesen. Durch alle mißglückten Versuche hindurch ging er immer klarer auf das endlich erfaßte Ziel los. Porzellan war da! Wie ein Lauffeuer ging die Kunde davon durch Europa. Sie übertönte den Schlachtenlärm, der wieder einmal diesen unruhigen Erdteil erfüllte. Fürsten eilten nach Hause, um möglichst schnell auch eine Porzellanfabrik zu schaffen, nicht um der Kunst, sondern um des Geldes willen.

Aber das Geheimnis wurde militärisch bewacht. Man erschwerte sich die Arbeit, indem immer nur Gruppen von Arbeitern je einen Teil des dunklen Vorgangs kennen lernten, also nicht den Gesamtprozeß. Dennoch entsprangen einige, wie Sträflinge aus dem Kerker. Ein ganz geschickter kam bis Wien, natürlich, um auch dort sofort wieder eingesponnen zu werden und, bei Strafe! Porzellan zu machen. Böttger erfuhr es zornig noch vor seinem allzu frühen Ende. Haft, Überanstrengung, Enttäuschungen, freilich zuletzt auch Trunksucht haben den 37 jährigen dahingerafft.

Aber zwei weitere geniale Menschen hoben dann die Fabrikation in geeigneten Gebäuden und großen Brennöfen in die Höhe. Höroldt zuerst, der die geeignete Bemalung des Porzellans schuf und den Geheimnissen einer schönen Glasur- und allerschönsten Unterglasurmalerei auf die Spur kam, und dann Kändler, einer der großen Plastiker aller Zeiten, der das Porzellan dem Stile zuführte, der dem Geist dieser Feinkneterei entsprach, dem Rokokko. Sonderlich mit seinem Schwanenservice hat er ein unvergleichliches Kunstwerk geschaffen.

Wohl wurden nun auch sonst Fabriken erbaut. Friedrich der Große legte bei seinem Einfall in Sachsen sofort auch auf die Porzellanfabrik seine Hand. Scharen von Arbeitern mußten nach Berlin übersiedeln. Ein Dekret erschien, daß kein Jude heiraten dürfe, ehe er nicht eine bestimmte Masse Porzellankunstwerke in der Berliner Manufaktur gekauft hatte.

Aber der Ruf von Meißen stand fest. Im Drachenmuster (das schöne gelbe durfte früher nur für Könige gefertigt werden) wurde der Zusammenhang mit China gewahrt; im Zwiebelmuster ein echtes Porzellanmotiv festgelegt; auch die neuesten Kunsteinfälle fanden Eingang; von bloß billiger Ware wurde, augenblicklich zum Schaden des Geschäfts, abgesehen. Porzellan bleibt ein Ruhmesblatt im Rautenkranz. C M

Dritte Tagung für deutsche Orgelkunst. Zu dieser Tagung, die vom 2. bis 7. Oktober in Freiberg i. S. stattfindet, erscheint soeben im Bärenreiter-Verlag zu Kassel ein Einführungsheft. Es bringt zunächst das reiche Tagungsprogramm, das über die eingehende und vielseitige Behandlung der drei Stoffgebiete berichtet: Liturgik, historische und künstlerische Probleme des Orgelbaus und Orgelspiels, Technische Probleme des Orgelbaus. Für jedes Gebiet sind erste Fachleute gewonnen, die die Arbeit der beiden ersten Tagungen weiterführen, über deren Ergebnisse der Einführungsabend berichtet. Weiter bringt das Heft die Vortragsfolge der Orgelkonzerte und liturgischen Morgenfeiern, die die Tage einrahmen. Daran schließen sich eine Reihe wertvoller kleiner Beiträge über die heute aufgeworfenen Fragen nach dem Bau, der Musik und dem Sinn der Orgel. — Das kleine Heft sollte die Pfarrer anregen, ihren Organisten die Reise zu der für die Gemeinde ungemein anregenden Tagung zu ermöglichen. Denen, die nicht teilnehmen können, gibt sie einen willkommenen Einblick in die Fragen, die Anfang Oktober dort verhandelt werden. (79 S. 1.50 M.) W W

Kleine Mitteilungen. Die zweite Hälfte von Erich Franz, Goethes Lehre von den drei Formen der Religion und der Ehrfurcht folgt in nächster Nummer.

Lausanne! Zugleich mit der zweiten Hälfte des Artikels von Hermelink erscheinen noch zwei Parallelberichte in nächster Nummer.

Konnersreuth. Wir wiesen in voriger Nummer Sp. 829 auf die Artikel des Arztes v. Weisl in der VZ hin (Nr. 392, 393, 394). Heute fügen wir den Hinweis auf FZ 666 hinzu, wo als Philosoph Karl Würzburger sich zu dem Phänomen äußert. Wir selbst bringen die ausführlichen Darlegungen eines Augenzeugen in nächster Nummer. D H

Gedenket der Hindenburgspende!

Versammlungskalender

16.—19. Septbr. Kongreß für Individualpsychologie Wien
18.—23. Septbr. Lutherischer Kirchenkongreß Marburg
25.—28. Septbr. Allg. Evangelisch-Protestantischer Missionsverein Hamburg
26.—28. Septbr. Studententagung über die Judenfrage Kassel
27.—29. Septbr. Gustav Adolf-Verein Graz
27.—30. Septbr. Deutsche Philologen und Schulmänner Göttingen
2.— 7. Oktober Tagung für deutsche Orgelkunst Freiberg
3.— 5. Oktober Kirchlich-sozialer Kongreß Düsseldorf
3.— 5. Oktober Bund für Gegenwartschristentum Meißen
4.— 5. Oktober Evangelischer Volksbildungstag Weimar
5.— 7. Oktober Theologischer Ferienkursus Göttingen
5.— 9. Oktober Evangelischer Bund Eisenach
8.—10. Oktober Apologetischer Kursus für Lehrer Spandau
10.—14. Oktober Missionswoche Herrnhut
10.—14. Oktober Theologischer Ferienkursus Halle
10.—14. Oktober Theologischer Ferienkursus Malente (Holsteinische Schweiz)
15.—17. Oktober Fachkonferenz für Mediziner und Theologen Spandau
16.—22. Oktober Sozialer Studentenkursus Spandau
17. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel
18.—21. Oktober Deutscher Theologentag Eisenach
19.—21. Oktober Lehrgang Bund deutscher Jugendvereine Marburg
24.—26. Oktober Rheinisch-Westfälischer Gemeindeverband für evangelischen Religionsunterricht an den Berufsschulen Düsseldorf
27.—30. Oktober Christengemeinschaft Mannheim

Verantwortlich: Cand. Wilhelm Wolff, Marburg a. L.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 6. Oktober

Dieser Nummer liegt ein Flugblatt des **Neu-Leben-Verbandes, E. V., Osterode a. Harz**, bei. Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.